

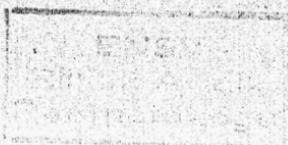
Verein zur Kunde Russlands
1867

Baltische Monatschrift.



Zwölften Bandes viertes Heft.

October 1865.



1-1170

Riga,

Verlag von Nicolai Kymmel's Buchhandlung.

1865.

Jugend- und Volksschriften

zu ermäßigten Preisen,

vorräthig und auf feste Bestellung zu beziehen von

**U. Hymmel's Buch- und Antiquariatshandlung
in Riga.**

- Amanda, Lante, das Glück der Entbehrung. 1854. (80 R.) geb. 50 R.
 4 Bände Erzählungen vom Verfasser der „Auswanderer.“ (Richards Jugendtage —
 Familie Trebernau — Lerchenthaler Mühle — die Auswanderer) geb. 60 R.
 Barth, C. G., (Verfasser des „Armen Heinrich“) 13 verschiedene Erzählungen. 13
 Bde. Zusammen (statt 2 R. 60 R.) 1 R. 80 R.
 — — Bilder a. d. innern Leben. Erzähl. 2 Bde. 1853—54. (2 R. 30 R.) geb. M. A.
 1 R. 50 R.
 — — Erzählungen für d. Jugend. M. 1 Stabstich. 1851. (74 R.) geb. 45 R.
 Bischoff, Die Buschmühle, oder: Elternsegen — Gottessegen. M. 1 Stabstich. 1853.
 (60 R.) geb. 40 R.
 Blume, W. G., Trost u. Mahnung in Thatsachen christl. Erfahrung. 1863. (1 R.) geb. 40 R.
 Bodemann, Fr. Wilh., Johann Friedrich Oberlin, Pfarrer im Steinhilf. Nach seinem
 Leben und Wirken dargestellt. M. 1 Portrait. 1855. geb. (63 R.) 40 R.
 Brug, Jungfrau, Gattin u. Mutter, oder die weiblichen Pflichten. Erzählung. M. 1
 Stabstich. 1848. (70 R.) 35 R.
 Caspari, K. G., Erzählungen für das deutsche Volk. Gesamt-Ausg. I. M. 1 Stabstich
 u. Musikbeilage. 1855. (1 R. 14 R.) geb. 50 R.
 Claudius, M., Das Gänschen am See. 1853. geb. 30 R.
 — — Marie Friedberg od. die Nacht d. Versuchung. 1853. (63 R.) geb. M. A. 35 R.
 Elisabeth von Frankreich. D. Bild einer Heldin in christl. Entfagen u. Tugden. geb. 50 R.
 Ergenzinger, Gebetbüchlein für Kinder. 1864. (50 R.) geb. 30 R.
 Fvè, Daniel, Robinson Crusoe, Leben und Abenteuer. M. vielen Holzschn. 1 Bd. 1836.
 Vollständige Ausgabe. geb. 75 R.
 Franz, Agnes, Buch d. Kindheit u. Jugend. M. 4 color. Bildern. geb. (1½ R.) 60 R.
 Geschichten, christl. zur Stärkung d. Glaubens. 3. Hft. M. 1 Titelbilde. geb. 30 R.
 Glaubrecht, D., Erzählungen aus dem Hessenlande. 1853. (50 R.) geb. 30 R.
 Glag, Rosalien's Vermächtniß an ihre Tochter Amanda. 2 Thele 4. N. M. 4 Kupfern.
 1836. (2½ R.) geb. 1 R.
 Harmé, Claus, Gnomon, Volks- und Schullesebuch. 3. N. 1854. (70 R.) geb. 50 R.
 Hebel, Biblische Geschichten für die Jugend bearbeitet. 2 Thele. 1830. geb. 50 R.
 — — ausgewählte Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes. Hrsggeg. v. K. Stüber.
 1853. geb. 40 R.
 Heinrich, Erzählungen üb. evangel. Kirchenlieder. 3. Thl. 1849. (1 R. 14 R.) geb. 60 R.
 — — Silberblicke. Eine Reihe hellleuchtender Beweise d. Güte u. Gülfle Gottes. 1862.
 (63 R.) geb. 40 R.
 Hensler, G., Vertraue auf Gott! Novellen und Erzählungen. 1859. (1 R.) geb. 60 R.
 Hey, W., Erzählungen aus dem Leben Jesu für die Jugend, dichterisch bearbeitet. 1835.
 (84 R.) geb. 50 R.
 Hillert und Geyger, Sprachschatz für die Jugend. Auswahl in Prosa u. Poesie. 2. N.
 4 Thele. 1842. (1¼ R.) geb. 75 R.
 Horn, B. D. v., 4 Jugendschriften (Nothpfeuning — Lehrgeld d. Meisters Conrad —
 Menschenleben — Wallfischfänger.) 60 R.
 Hungari, Kornähren. Eine Sammlung von Parabeln. 1856. (1¼ R.) geb. 1 R.
 Jacobs, Friedr., Rosalien's Nachlaß. 5. N. 1842. geb. (2 R. 70 R.) 1 R.
 Jacoby, Geistliche Geschichten. N. d. Engl. Neue Folge. 1855. geb. 40 R.
 Ferrer, Wissenschaftlicher Hausbedarf für die Jugend. 21 Bdehn. in 1 Bd. M. vielen
 Kupfern. geb. 50 R.
 6 Bdehn. d. Jugendbibliothek engl. Jugendschriften, in deutscher Uebersetzung. 60 R.

1470.

Ueber Montesquien's lettres persanes.

Ein Vortrag von M. Brückner.

Die Geschichtsforschung verfügt gegenwärtig über Quellen, welche in früheren Zeiten entweder unbekannt oder unzugänglich oder unausgebeutet waren. Nach zwei Richtungen hin geht die Eroberung neuer Quellengebiete. Einmal sind die Archive zugänglicher geworden und mit vollen Händen kann nunmehr der Historiker aus dem Wust von Geschäftspapieren vergangener Zeiten schöpfen und das minutöseste Detail auch der scheinbar unbedeutendsten Angelegenheiten reconstruiren. Zweitens hat die Literatur im weitesten Sinne der Geschichtsforschung Schätze mitzutheilen begonnen und diese letztere Errungenschaft hat denn wesentlich dazu beigetragen, daß man die Staatsgeschichte nur als eine der vielen Provinzen der Geschichtschreibung ansehen lernte und endlich aufhörte die politische Geschichte mit der Geschichte überhaupt, den Theil mit dem Ganzen zu verwechseln. Unter den deutschen Geschichtsforschern ist es vor allen Ranke, der die Fülle von neuentdeckten Archivalien zu beherrschen, der, wie wohl gesagt worden ist, alle die Züge und Gegenzüge der europäischen Cabinette mit der combinatorischen Weisheit eines Schachspielers auseinanderzusetzen und den Rösselsprung der Diplomatie über alle Felder zu verfolgen weiß. Dagegen haben Schlosser und dessen Schüler Gerwinus das Verdienst auf die Beziehung der Literatur im weitesten Sinne zur Geschichte hingewiesen zu haben. Gerwinus rechnet es seinem Meister hoch an, daß Schlosser nicht allzuviel Gewicht legte auf die diplomatischen Geschäftspapiere, auf „die Urkunden der Leute, deren Schrift und Wort so oft nur zur Ver-

stellung der Wahrheit dienen muß, für die die Geschichte erst ein Geschehendes nicht ein Geschehenes ist, und die in der Befangenheit von Dienern und Schreibern, mit verengtem Blicke, in Rücksichten auf die Herren schreiben, für die sie beobachten, und auf die Beobachteten, über die sie berichten.“ Er rühmt ihn, daß er es „verschwänzte in unbegangenen Kohlenwäldern zu graben, wo in dem grünen Walde der offenliegenden Geschichte so viel frisches Holz noch ungeschlagen steht.“ Und als diesen „offenfliegenden Theil der Geschichte“ bezeichnet Gervinus die Literatur *). Und in der That, letztere ist mehr als die Archive, weil das ganze große geistige Leben der Völker mehr ist als das Geschäftsgewühl der Minister und Diplomaten. „Die Geschichte, bemerkt Gottschall **) bei Gelegenheit seiner Charakteristik Ranke's, ist kein Schachräthsel und kein Rechenexempel, sie ist mehr als eine diplomatische Füllgranarbeit.“ Nicht bloß die Thatfachen der politischen Geschichte sind wichtig, sondern auch die Urtheile der Zeitgenossen derselben: neben dem politischen Ereigniß verdient auch das Raisonnement der Zeitgenossen die Beobachtung des Geschichtschreibers; alle Handlungen der Regierungen stehen einer öffentlichen Meinung gegenüber und die Urkunden der letzteren haben mindestens so viel Werth für die Geschichtsforschung als officielle mit Siegel und Unterschriften versehene Actenstücke.

Freilich hat die Literatur als Material für die politische Geschichte in jedem Zeitraum einen andern Werth, je nachdem ob in dem geistigen Leben der Massen eine Abkehr von dem Politischen stattfindet oder ob die Literatur vorherrschend als Publicistik erscheint. Es giebt Zeiten, wo die Publicistik sich der Politik vollkommen anpaßt, zum Werkzeuge dient für die Regierungen und wohl als officiell bezeichnet werden kann. Es giebt andere Zeiten, wo in der Publicistik Opposition gemacht wird, wo das Aufeinanderplagen der Zustände und Meinungen ein Brillantfeuerwerk von publicistischen Manifestationen hervorbringt und solche literarische Ergüsse sind denn nicht minder anziehende historische Thatfachen als die thatsächliche Umwälzung selbst, welche mit den ersteren fast immer im engsten Zusammenhange steht. So kann wohl Luthers literarische Thätigkeit als eine Reihe „Schlachten“ bezeichnet werden, so mag man Walthers von der Vogelweide wegen seiner kräftigen Ausfälle gegen das Papstthum als Re-

*) Gervinus, Friedrich Christoph Schloffer. Ein Nekrolog. Leipzig 1861. S. 27 u. 28.

**) Gottschall, die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Zweite Aufl. II. 304.

formator neben Luther stellen, so wiegen die Juniusbriefe mindestens ebensoviel als manche „Haupt- und Staatsaction“ der englischen Geschichte. Wie wir heutzutage dem Gange der politischen Angelegenheiten wesentlich durch Mittheilung aller Parlamentsverhandlungen zu folgen im Stande sind, so kann man dasselbe auch in Bezug auf frühere Jahrhunderte an der Hand der Publicistik. Aristophanes „Vögel“ und Juvenals Satiren, Hugo von Trimbergs „Renner“ und Freidanks „Bescheidenheit,“ Dante's Göttliche Komödie und Petrarca's Briefe sind solche Bruchstücke von Kammerverhandlungen aus früherer Zeit, und wo es an Journalisten im engsten Sinne, wie Emil Girardin, Katkow u. A. fehlt, da thut man wohl, wenn es sich um publicistisches Geschichtsmaterial handelt, Thukydides und Horaz, Wolfram von Eschenbach und Cervantes, Fischart und Rabelais als Journalisten zu betrachten. Man kann aus ihren Schriften manchen Leitartikel herauslesen.

Die französische Literatur des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts trägt den Stempel der politischen Geschichte unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. Der politischen Hegemonie Frankreichs in dem siècle d'or entspricht die literarische. Man dictirte von Frankreich aus nicht bloß Friedenstractate, sondern auch die Regeln der Beredsamkeit und Aesthetik überhaupt. Die gesteigerte Centralisation in Frankreich selbst machte die Literatur zu einer Sklavin des Staates und, was dasselbe war, des Hofes. Der König war Zweck: alles andere Mittel. Seine Verherrlichung war Hauptaufgabe der Literatur: daher trägt sie auch den Stempel höfischer Etiquette und steifen Ceremoniels. Sie war im Dienste des bestehenden Zustandes, aber sie diente einer Macht, welche bereits den Keim des Todes in sich trug. Der Umschlag erfolgte. Die officielle Literatur verwandelte sich in eine oppositionelle. Das siècle d'or und jener berühmte französische „atticisme“ sollte sich alsbald in seiner ganzen Hohlheit darstellen. Die höfischen Dramatiker, Historiker und Philosophen verschwanden und es kamen die wahren Schriftsteller. Mit der Emancipation vom Hofe, vom Ceremoniel, von den geradlinigen Baumgängen und beschnittenen Hecken der königlichen Gärten war ein Riesenschritt geschehen. Der Göze der frühern Autorität ward gestürzt. Es gab „Sturm und Drang“ auch in der französischen Literatur und der Beginn der Regierung Ludwigs XV. kündigte sich durch neue freiere geistigere Regungen an.

Als einige Jahrzehnte später die Revolution hereinbrach, da triumphirte der genialste Vertreter desselben, Mirabeau: „jetzt endlich sei die Zeit

gekommen, wo das Talent an der Reihe sei.“ Aber dies gilt schon von der Oppositionsliteratur während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts. Das Talent war an der Reihe und erwies sich weitaus überlegen den officiellen Begriffen von Staat- und Gesellschaft, welche umzuwandeln es berufen war. Versailles ist ein vorgeschobener verlorener Posten der abgethanen Zeit des ancien régime geworden, während in Paris Gesetzgeber auftreten für eine neue Zeit, Mandatäre der Menschheit, Propheten der Revolution, Sturmvögel ungeheurer Umwälzungen. Die poetische Gesetzgebung Boileaus ward außer Kraft gesetzt durch die Genialität; die steifen Linien der früheren Baukunst werden verdrängt durch weiche runde Formen, durch die coquette Arabeske, durch das Rococo. Gegenüber dem Hofe von Versailles erheben sich die literarischen Höfe in Paris, jene bureaux d'esprit, der Gegenstand der Bewunderung und Theilnahme von ganz Europa; sie werden die rendez-vous für alle Capacitäten, die Mittelpunkte neuer Bewegung. Es war die Zeit, wo die petites maisons und boudoirs größere historische Bedeutung gewannen als Staatsrath und Parlament, wo in den petits soupers und causeries eine neue gesetzgebende Gewalt auftrat, deren Bills mehr durchschlugen als die Decrete der absterbenden Monarchie der Bourbons. Dieser zweite Staat innerhalb des alten abzustreifenden verhielt sich zum ancien régime wie der Schmetterling zur Larve. Man mußte auf Metamorphosen gefaßt sein.

Es kamen Montesquieu, Voltaire, Rousseau und sie vertraten die innigste Verbindung zwischen Dichtkunst, Wissenschaft und Leben. Mit großer künstlerischer Begabung verbanden sie vielseitige Bildung und Welt- und Menschenkenntniß. Sie vermittelten zwischen dem Ernst des Studiums und der Tändelei der flüchtigen Conversation. Sie brachten die tiefsten Probleme aller Wissenschaften in den Kreisen der vornehmen Welt zur Sprache. Die geistige Bewegung ging in hohen Bogen und man schwelgte darin. Einer der begabtesten Zeitgenossen dieses Gährungsprocesses, Talleyrand, hat wohl die Aeußerung gethan, daß wer den Zauber der Conversation aus der Zeit des ancien régime nicht kenne, den größten Genuß entbehre, der dem Menschen überhaupt möglich sei.

Der Hauptreiz lag eben in der Ueberlegenheit des Talents über die officiellen Zustände. In keinem Wurfe wagte man Ausfälle gegen Gesellschaft, Kirche und Staat. Es war ein Genuß zu zerstören, zu negiren. Man stürzte das Alte im Begriffe um und bereitete so dessen reellen Sturz vor. Die Richtung war eine auflösende, zersetzende, einreisende. An einen

Neubau war nicht zu denken, ehe tabula rasa gemacht war. An die Heilung der Krankheit konnte man erst dann gehen, wenn man über die Natur der Krankheit klar geworden war. Das Erste und Wichtigste war die Diagnose.

Wenige literarische Erscheinungen sind eine so zutreffende Exemplification für die Geistesströmung, welche auf die Revolution von 1789 hinwies, als die lettres persanes, das Erstlingswerk Montesquien's. Sie entstanden an der Grenze der absoluten Monarchie Ludwigs XIV., an der Schwelle der Oppositionsliteratur, welche gewissermaßen in dieser literarischen Brandrafete debütierte.

Die Einleitung ist einfach genug. Es ist eine Art Roman in Briefen. Mehrere Perser reisen in Europa umher, halten sich vornehmlich in Paris auf und theilen einander in längeren und kürzeren Briefen ihre Reiseeindrücke mit. Daneben spielt eine Reihe von Palastintrigen mit großem Skandal im Harem des vornehmsten Persers, und dieser Theil ist denn mit üppig ausschweifender, orientalischer Phantasie ausgemalt. Wir können aus der Manier dieses letzteren Theiles auf den Geschmack der Zeitgenossen Montesquien's schließen. Er benutzte die Irvolilität der Franzosen dazu, um unter dieser Maske ihnen ins Gewissen zu reden; dem fürchterlichen Ernst seiner Predigt mußte er den Scherz und Witz hinzugesellen, um überhaupt nur Gehör zu finden. Ohne die unerhört schlüpfrigen Partien in dem Buche hätte dasselbe nicht so viele Leser gefunden. So war es allen mundgerecht; jeder fühlte sich in seiner Sphäre; es gab Niemand, dessen Bildungsstufe sich einer solchen Lectüre nicht gewachsen gezeigt hätte.

Wenn von Helvetius berühmtem Buche „de l'esprit“ wohl später gesagt worden ist, der Verfasser habe darin das Geheimniß Aller ausgesprochen, so gilt dasselbe von Montesquien's „lettres persanes.“ Diese Perser waren nicht so sehr Perser als Franzosen; sie schrieben, wie die Gebildeten zu ihrer Zeit dachten. Unter dieser naiven, bizarren Form sah jeder die Beobachtungsgabe eines Zeitgenossen, der seine Zeit und seine Landsleute kannte und bis in die geringsten Einzelheiten durchschaute. Dieser prickelnde Humor, dieser krabbelnde Muthwille erregten um so größere Bewunderung, als man zugleich über die unerhörte Keckheit staunen mußte, mit der hier über das Höchste und Tiefste abgeurtheilt wurde. Kein Jacobiner konnte härter reden, rücksichtsloser verurtheilen, als diese orientalischen Touristen, deren Briefe von den Juniusbriefen die Logik und

den Ernst und von dem heutigen Kladderadatsch oder Punsch den Witz hatten. Sie waren tief und burlesk zugleich: ein Prediger in einer Narrenkappe und mit der Harlekinspritsche. Spielend wurde alles vernichtet, durch Komik aufgelöst. Eine solche Appellation an die Lachlust der Franzosen mußte von unerhörtem Erfolge sein. Das Buch war bald in Allen Händen, weil es die geeignete Speise für Alle war. Man sah es in allen Salons und Boudoirs, auf den Schreibtischen der Staatsmänner wie auf den Toiletten der lockersten Damen, bei den trockensten Gelehrten wie bei den frivolsten Gecken von Paris und Versailles. Ein so geistreiches Spiel entzückte Alle: jeder Satz aus den Briefen wurde ein Epigramm, Vieles wurde daraus sprüchwörtlich. Man war bezaubert von solchen übermüthigen Sprüngen des Geistes und Witzes.

Dazu die Vielseitigkeit, der Reichthum an Kenntnissen in dem Buche. Es war ein Kosmorama, eine Encyclopädie. So mühelos verständlich, so leicht zugänglich und verdaulich erschienen alle Fragen des politischen und socialen Lebens. Es konnte kaum Jemand geben, der nicht auch sein Bild in diesem großen Spiegel erblickte: Alle mußten sich getroffen fühlen, aber weil es alle waren, so schmerzte es weniger. Eine solche Komik hatte was Liebenswürdigen. Fern von aller Verbissenheit, nichts weniger als gallüchtig verletzten sie nicht so sehr, als sie durch Grazie berauschte, hinriß.

Es würde unangemessen sein den ganzen Inhalt der „lettres persanes“ wiedergeben zu wollen oder gar auf die persönlichen Lebensschicksale der correspondirenden Perser einzugehen. Ihre Frauen und Diener im Oriente, alle die Ränke und Vorkommnisse des Harems können nur etwa für Romanleser heutzutage von Interesse sein. Es gilt uns in dem Folgenden an der Hand der „lettres persanes“ einen Blick zu thun in die Zustände Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert, aus der darin enthaltenen Krankheitsgeschichte zu schließen auf die Unhaltbarkeiten der französischen Zustände vor der Revolution. Da ist denn eine Auswahl aus dem reichlich vorhandenen Stoffe geboten und dieses ist um so leichter, als eben das Ganze wie ein großes Conglomerat von encyclopädischen Aphorismen erscheint. Das Buch enthält das Glänzendste, was auf dem Gebiete des *saperçu* geleistet wurde: es reflectirt über Hohe und Niedere; es bespricht das Ernsteste wie das Lächerlichste. Dazwischen finden sich Streifzüge auf dem Gebiete der Philosophie, der Geschichte und der Politik; einzelne Gedankenblitze, welche den Ursprung und die Entwicklung neuer Wissenschaften andeuten, wie der Socialphysiologie, der Nationalökonomie

und des Völkerrechts. Hier und da findet sich wohl eine flüchtige Skizze der gleichzeitigen Zustände in Rußland, in Spanien, in Deutschland. Betrachtungen über Gottes Güte und Weisheit wechseln ab mit Erörterungen über die Lächerlichkeit der Moden; bald wird allen Ernstes untersucht, ob der monarchischen oder der republikanischen Staatsform der Vorzug gebühre, und gleich darauf folgt ein Erguß über die Unsauberkeit des demimonde; bald wird erwogen, ob der Selbstmord zulässig sei, und gleich darnach lacht man über die Anekdoten, wo eitle Frauen, betrogene Ehemänner und eifersüchtige Liebhaber die Hauptrolle spielen. Die Theorie der Gesetzgebung wird mit gleicher Sorgfalt behandelt als die Renommisterei der französischen Geckenwelt. Da sind große Skizzen und mit Hingebung ausgearbeitetes Detail; historische Freskogemälde und das minutiöseste Genre. Es ist ein Buch, das gleich den Ungeheuern in alten Märchen tausend Gestalten anzunehmen vermag, das bald zum Riesen empowrächst, bald zum Kobold zusammenschrumpft, das bald schilt, bald lacht, bald geißelt, bald streichelt. Es lehrt die Menschen verachten und flößt doch so viel Interesse für sie ein: es erscheint wie eine Grabrede auf die Gesellschaft, die Kirche und den Staat, und doch läßt es die Möglichkeit ahnen, daß Alles reformirt werden und sich historisch entwickeln könne.

Will man den Versuch machen den Inhalt, der wüst und zeitungsgartig durcheinanderliegt, in Gruppen zu ordnen, so liegt es nahe drei Hauptgegenstände hervorzuheben: die Angriffe auf die Gesellschaft, auf die officiële Kirche und auf den Staat und dessen Verhältniß zur Gesellschaft.

Die Angriffe auf die Gesellschaft sind zum Theil harmlos. Bisweilen schmeichelt der Verfasser sogar der Eitelkeit der Franzosen, bisweilen auch macht er sie schonungslos lächerlich, und bei dieser Gelegenheit stellt er sich recht geschickt auf den Standpunkt der Perser, die zum erstenmal in Europa erscheinen und über die Absonderlichkeiten der modernen Cultur zu fraunen Gelegenheit haben. Ihre Erzählungen mahnen in einzelnen Gedanken an Jean Jacques Rousseau und die Socialisten. Das großartig entwickelte Städteleben, die Intenstät der wirtschaftlichen Thätigkeit fällt den Persern sehr unangenehm auf, Usbek, einer der Perser, schreibt:

„Paris ist der Mittelpunkt des europäischen Reiches. Die Häuser in dieser Stadt sind so hoch, als wohnten lauter Sternquader drin: immer sind sechs oder sieben Häuser (Stoßwerke) eines über das andere gebaut. Wenn alle Bewohner gleichzeitig in die Straße hinabsteigen, da giebt es

eine schöne Verwirrung. In diesem Wogen und Treiben giebt es eine fortwährende Unruhe, ein rastloses Gewimmel und in diesem Gewimmel Eitelkeit und Habsucht, ein hastiger Wettlauf der Menschen, ein Rennen und Jagen, ein Stoßen und Drängen, eine unersättliche Vergnügungssucht und eine wahre Leidenschaft für die Arbeit. Die Industriosität geht so weit, daß, wenn eine Frau einmal den Vorsatz gefaßt hat in einer Gesellschaft mit einem besonders kunstreich ersonnenen Kopfsputze zu erscheinen, sogleich fünfzig Menschen sich an die Arbeit setzen und athemlos beschäftigt sind ohne sich auch nur hinreichend Zeit zu lassen zum Essen und Trinken. Man gehorcht bei dieser Gelegenheit der Dame weit unterwürfiger als man bei uns in Persien dem Schah zu gehorchen pflegt, denn das Geldinteresse ist der größte Monarch von der Welt."

Unwillkürlich fallen Einem bei diesen Aussprüchen die literarischen Erzeugnisse der Socialisten und Communisten ein, welche einige Jahrzehnte nach Montesquien die gesteigerte Industrie, die schrankenlose Concurrnz als den Fluch der Menschheit bezeichneten und in dem Gelde den größten Despoten erblicken wollten. Später haben die Communisten wohl den Vorschlag gemacht, die Städte zu vernichten, weil sie die Mittelpunkte des Egoismus, der Gewinnsucht und der Unstittlichkeit seien. Bei der Concurrnz, sagten die Socialisten, strebe Jeder den Andern zu vernichten; bei der Geldwirthschaft seien die Armen die Sklaven der Reichen geworden; das Geld habe Anarchie, das Recht des Stärkern begründet, man könne von einem Faustrecht des Geldes reden. Ist obiger Angriff Usbeks auf die Luxusbedürfnisse der Reichen auch harmloser als die umstürzenden Pläne der Socialschriftsteller, so geht der erstere doch von demselben Gesichtspunkte aus, von einem Tadel der zeitgenössischen Ueberbildung und der einreisenden Geldsucht.

Wenn schon die Rührigkeit, Unermüdllichkeit, der Fleiß und die hüpfende Lebendigkeit der Franzosen dem gravitätischen Orientalen lächerlich erschien, wie viel absonderlicher mußten ihm die öffentlichen Vergnügungen, die Cafés und die Journalistik vorkommen. Ueber die Theater äußert er sich folgendermaßen:

„Nach Tische gegen Abend versammeln sich Alle in einem großen Hause und spielen etwas, das man Komödie nennt. Das große Spiel findet auf einer Estrade statt, welche man die Bühne nennt. An den Seiten steht man in kleinen Räumen, welche den Namen Logen führen, Herren und Damen stumme Scenen spielen in der Art unserer Pantomim-

men in Persien. Da steht man besonders zärtliche Blicke und betheuernde Gebärden: in den Gesichtern stellen die Leidenschaften sich sehr ausdrucksvoll dar. Die Schauspielerinnen in den Logen sind nur zur Hälfte sichtbar. Unten (im Parterre) giebt es eine dichtgedrängte Masse von Menschen, welche sich nur über die Leute da oben lustig machen und diese wiederum lachen über die Leute da unten. Der Ort, wo das Schauspiel vor sich geht, wird oft gewechselt, weil diese Menschen so ungemein beweglich sind. Man verfügt sich aus dem großen Raum in kleinere Säle (die Foyers) wo eine Art Privatkomödie aufgeführt wird mit vielen Verbeugungen und Höflichkeiten u. s. f.“

Es war die Zeit wo die Robinsonaden in unzähligen Auflagen und Bearbeitungen erschienen und so viel Anklang fanden, weil der Gedanke, aller conventionellen Sitte und allem Formelkram der modernen Gesellschaft zu entfliehen, einen großen Zauber übte; es war die Zeit, wo Rousseau auf die Rückkehr zu der tiefsten Culturstufe als auf die einzige Rettung mit so viel Talent hinwies, daß Voltaire ihm wohl das Compliment machte, daß bei der Lectüre seiner Schriften Einen die Lust anwandle auf allen Vieren zu kriechen. Bei solchen Verhältnissen und Ideen lag der Gedanke nicht allzufern alte Gesellschaftsformen kurzweg für eine Komödie zu erklären, und der Einfall, die Franzosen sämmtlich als Schauspieler zu bezeichnen, ist mindestens so piquant als die trockene Notiz in den Reisebriefen der Perser: „Es giebt in Paris ein Haus, in welches man die Irren und Tollen hineinsperrt: man sollte glauben, daß es größer sein müßte als die ganze Stadt. Mit nichten! Man sperrt nur wenige Wahnsinnige ein, um dadurch glauben zu machen, daß die Nichteingesperrten bei vollem Verstande wären.“

„Es giebt hier, schreibt Usbek, sehr viele Café's. Man spielt Schach, man disputirt, man liest und niemand verläßt das Café ohne ganz fest davon überzeugt zu sein, daß er beim Hinausgehen viermal mehr Esprit habe, als er hatte, da er hineinging.“

Vergleichen öffentliche Orte waren damals etwas verhältnißmäßig Neues. Erst um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts war der Kaffee nach Europa gekommen und erst in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts wurde er als Getränk in Europa üblich. Gleichzeitig entstanden die Kaffeehäuser, eine dem Orient entlehnte Einrichtung, wie denn bereits 1630 in Kairo gegen tausend Kaffeehäuser bestanden haben. In Marseille, Paris, London entstanden die ersten europäischen Kaffeehäuser; 1672

das erste in Paris, wo denn die Sitte rasch allgemein wurde, und in den zwei letzten Jahrhunderten, wie bekannt, auch in der politischen Geschichte einige Bedeutung erlangte. Zu der Zeit der Entstehung der lettres persanes verhielt man sich zu dieser neuen Sitte etwa so, wie wir uns der Zeit nach zu der Erfindung der Eisenbahnen und Dampfschiffe verhalten. Der Perser hat von den Cafés tausenderlei Anekdoten zu erzählen. Als der Tummelplatz für die glänzenden Leistungen des Esprit, als die Schaubühne für die Discussion auf allen Gebieten, als Brennpunkte für die Besprechung der Tagesfragen mußten sie dem angereisten Fremden von dem größten Interesse sein. Der Perser besucht sie häufig und belehrt sich dort über die französischen Zustände. Sehr auffallend war ihm eine Erscheinung, die mit den Kaffeehäusern in Verbindung steht. Er schreibt:

„Es giebt hier eine Art Bücher, welche wir in Persien gar nicht kennen, und die hier sehr in Gebrauch sind: das sind die Zeitungen. Die Faulheit gewinnt dabei sehr viel: man ist entzückt über die Möglichkeit im Verlaufe einer Viertelstunde dreißig Bände durchblättern zu können. Es giebt deren in allen Formaten: in Folio, in Quart, in Octav und Duodez. Die größten sind die schlimmsten, denn sie bedürfen der meisten Phrasen um ihre Spalten zu füllen. Der eigentlich zu behandelnde Stoff wird in einem Meere von Worten ertränkt.“

Also schon damals, an der Schwelle der Geschichte der Zeitungen und Zeitschriften, begegnen wir jener journalistischen Breite, deren erschlaffende Wirkung wohl Jeder erfahren hat, aber auch jenem Reize des Encyclopädischen, der den Franzosen besonders zusagen mußte. Dieses mühe-lose Durchlaufen verschiedener Gebiete, dieses lüsterne Naschen von aller nur erdenklichen geistigen Leckerei, dieses Nippen von dem Becher der Lectüre — mußte natürlich den Generationen besonders reizend erscheinen, welche diese Erfindung als eine neue begrüßten. Und jenes tägliche Brod der Journalistik konnte damals in der That als eine neue Erfindung gelten.

Allerdings hatte man schon in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts Zeitungen. Richelieu hatte die „Gazette de France“ gegründet, welche als das erste officiële Organ der französischen Politik wohl epochemachend ist und den König Ludwig XIII. unter ihre Mitarbeiter zählte. Etwas Zeitschriftartiges hatten umfassende und schwerfällige periodisch erscheinende Werke wie das Theatrum europaeum u. dgl. m., aber die eigentlichen Zeitungen erschienen während des siebenzehnten Jahrhunderts alle nur einmal, höchstens zweimal wöchentlich. Jener geistige

Luzus von täglich ein- oder gar zweimal erscheinenden Zeitungen, wie er heute unentbehrlich geworden ist, war damals noch unbekannt. Die journalistische Routine bildete sich vorzüglich in jener Zeit aus wo die lettres persanes geschrieben wurden und in den letzten Jahrzehnten vor derselben. Insbesondere hatte der durch die Revolution von 1688 festgegründete Constitutionalismus in England der Journalistik einen neuen Impuls gegeben. Im Verlaufe von vier Jahren, 1688—1692, entstanden 26 neue politische Zeitungen und der König Wilhelm III. erschien mit einem von ihm gegründeten officiellen Blatte „the Orange Intelligencer“ im Vordergrund. Allein in London erschienen während der Regierung der Königin Anna nicht weniger als achtzehn politische Zeitungen und diese Regierung ist auch durch die erste täglich erscheinende Zeitung, den „Daily Courant“ bemerkenswerth, welcher von dem Jahre 1709 an herausgegeben wurde. So schrieben denn in England die Minister so gut wie das Publikum. Täglich gingen aus London in die Provinzen ausführliche Berichte von Privatleuten über die öffentlichen Angelegenheiten. Zuerst war die Mittheilung der Parlamentsverhandlungen verboten, aber auch diese Schranke mußte fallen, besonders da im Jahre 1693 bereits die Censur in England auf immer beseitigt war, ein Beschluß, der, nach Macaulay's Aussprüche für die Freiheit und Civilisation mehr gethan hat, als die magna charta und die bill of rights. Die Fluth von Publicisten und Pamphletisten stieg höher und höher. Bald darnach gaben die berühmtesten Journalisten ihrer Zeit Steele und Addison ihre Zeitschriften heraus: den „Tatler,“ den „Spectator,“ den „Guardian,“ es erschien Swifts Zeitschrift „Examiner“ — Journale, welche Tausende von Abonnenten zählten in buntem Durcheinander philosophische Abhandlungen, Märchen, Characterschilderungen, Scenen aus dem täglichen Leben, Ausfälle über Modethorheiten, Aufsätze zur religiösen Erbauung und endlich — politische Leitartikel enthielten. Von der auf bloße Unterhaltung angelegten Lectüre ging man über zur ernstesten politischen Debatte, vom Spiel zum Kampf, von dem harmlosen Gepoluder des Herrn Bickerstaff, des anonymen Herausgebers der Zeitung „Tatler,“ der von Hettner als der geistige Urahn des englischen „Punch“ bezeichnet worden ist, bis zu den Keulenschlägen der Juliusbriefe im „Public advertiser.“

Die „lettres persanes“ lachen über diese neu aufkeimende Journalistik und stehen doch unter dem Einfluß dieser Entwicklung. In der Reihe der publicistischen Werke stehen sie unter den bedeutendsten und den

frühesten. Ebenso merkwürdig ist, wie der Verfasser über eine große Masse von Esprit verfügt und doch darüber spottet:

„Es giebt hier ein eigenthümliches Talent, une espèce de badinage de lesprit. Es bildet den Grundton im Charakter der Franzosen, man tändelt (badine) im Rathe, an der Spitze einer Armee, im Gespräch mit Diplomaten. . . . Die Franzosen sind vor allem darauf verpicht Esprit zu haben. . . . Man weiß zu sprechen ohne etwas zu sagen; Manche sind im Stande zwei Stunden lang die Unterhaltung zu beleben, ohne daß man auch nur einen Gedanken daraus mitnähme, oder ein Wort von dem behielte, was gesprochen wurde. Diese Menschen werden besonders von den Frauen vergöttert. Bei uns in Persien schlägt man solche Verdienste sehr gering an. Hier werden sie allen andern vorgezogen.“

Schon die oben mitgetheilte Aeußerung Talleyrands über den Reiz der Conversation im vorrevolutionären Frankreich zeugt von der Achtung, welche in jener Zeit dem esprit gezollt wurde. Die „bureaux d'esprit“ in Paris waren Höfe, welche den Hof von Versailles verdunkelten. Alles was in Versailles vernachlässigt wurde, sammelte sich in Paris in den Salons der Madame Tencin, der Madame Duffessant, der Madame Geoffrin, des Barons Holbach. Helvetius' Buch „de l'esprit“ ist wohl ein „Codex französischer Sitten“ genannt worden. Von der frühesten Zeit der französischen Geschichte an übernimmt der esprit eine große Rolle in dem Charakter dieses Volkes. „Zwei Dinge halten die Gallier hoch,“ sagt ein römischer Schriftsteller von jenen Galliern, welche das alte Rom einnahmen, „rem militare et argute loqui“ und Rommisen übersezte diese beiden Dinge „das Fechten und den Esprit.“ Es war früher wie später die Schwäche und die Stärke der französischen Gesellschaft, durch Esprit zu glänzen. Es war viel Eitelkeit dabei, aber auch viel Talent, und besonders über die erstere spottet Montesquieu's Perser, der manche Anekdoten zu erzählen weiß von solchen Gesellschaftsnarren, welche förmlich Studien machen, um geistreich zu erscheinen, und mit einem zurechtgelegten Vorrath von Anekdoten, Apercus, Bonmots und allerlei schönen Sachen sich in die Gesellschaft verfügen. Dieses Scherzen und Tändeln wurde nur auf eine Weise von dem Terrorismus der französischen Revolution überschwemmt; die Blutbäche der Guillotine vermochten es nicht diese badinage de l'esprit der pariser Gesellschaft ganz wegzuspülen. Die Salons der Aristokratie wurden in die Gefängnisse verlegt und manches aus jener Schreckenszeit flamrende lustige Verschen, mancher charakteristische Auftritt

neben der Guillotine zeugt von der Ueberlegenheit des Esprit in dem Nationalcharakter der Franzosen. Als Montesquieu schrieb, war die politische Hegemonie Frankreichs zu Ende, aber die Hegemonie des französischen Esprit feierte die größten Triumphe. Das Zeitalter Ludwigs XIV. hatte den Franzosen den Begriff der nationalen „gloire“ gegeben: war diese aus den französischen Armeen verschwunden, so blieb doch noch die „gloire“ des französischen Esprit, der französischen Moden. Ausländische Reisende, Gesandte, Minister — Männer wie Kaunitz, Galiani, Walpole hielten es für eine Ehre in jene bureaux d'esprit Eintritt zu haben; die Kaiserin Katharina II. besoldete einen Agenten an dem literarischen Hofe der Madame Geoffrin, wo die französischen Gelehrten und Schriftsteller vor ganz Europa Parade machten, um das Neueste aus diesen Kreisen rasch und ausführlich zu erfahren. Als Madame Duffaut, welche in einem der berühmtesten Salons die Honneurs machte, mit ihrer Gesellschafterin Mademoiselle de l'Espinaffe zerfiel, da war dies ein europäisches Ereigniß, welches das größte Aufsehen erregte. Eine solche Superiorität des französischen esprit mußte nachmals auch der französischen Revolution über die Grenzen Frankreichs hinaus den Weg bahnen helfen, so daß Lafayette der Revolutionscocarde das Prognostikon stellen durfte: sie werde die Reise um die Welt machen. * Besonders aber die französische Mode sollte absolute Herrscherin werden. Der Perser schreibt:

„Die Franzosen verachten alles Ausländische und zwar besonders in Kleinigkeiten, im Aeußern. Sie geben zu, daß andere Völker für weiser gehalten werden, wenn man nur anerkennt, daß sie besser gekleidet seien als sonst wer. Ihre Geseze wollen sie ganz gerne nach dem Muster eines Nachbarvolkes regeln, wenn nur ihre Haarträusler in ihrer Kunst für sämtliche Perrücken der Ausländer als Gesezgeber auftreten. Nichts scheint ihnen erhabener, als daß der Geschmack ihrer Köche in allen Himmelsstrichen herrsche und daß ihre Coiffeurs der ganzen gebildeten Welt Ordnungen dictiren.“

Freilich hatte das „Nachbarvolk“ — England — gerade zu Montesquieu's Zeit in Betreff der wichtigsten Fragen der Politik und Literatur den größten Einfluß auf Frankreich. Unter Ludwig XIV. kümmerten sich die Franzosen wenig um England. Fast Niemand in Frankreich konnte englisch. Im achtzehnten Jahrhundert dagegen reisten fast alle hervorragenden Staatsmänner und Literaten Frankreichs nach England, um dort Studien zu machen, so daß wohl in neuester Zeit die Bemerkung gemacht

worden ist, Niemand in Frankreich habe selbständige Meinungen gehabt, Alle hätten ihre geistige Nahrung im Auslande gesucht. D'Alembert sagte von Montesquieu, England sei für denselben das gewesen, was Areta für Lyfurg, und der Literaturhistoriker Fettner bemerkt, England habe auf Voltaire so großen Einfluß gehabt, wie Italien auf Winkelmann. Locke und Bolingbroke sind als die Lehrer Voltaire's bezeichnet worden, so daß Cousin wohl den Ausspruch that: „Der wahre König des achtzehnten Jahrhunderts, Voltaire, sei ein Schüler Englands. Ehe Voltaire nach England ging, war er noch nicht Voltaire.“ Je näher die französische Revolution heranrückte, desto mehr steigerte sich dieser Einfluß Englands. Voltaire machte die Franzosen mit Shakespeare bekannt, Rousseau entlehnte viele seiner Ideen aus den Schriften Locke's; Büffon und Maupertuis übersetzten Newton; d'Alembert studirte Baco's Schriften; Adam Smith's Theorie der moralischen Gefühle ward dreimal in das Französische übersetzt, seine „Ursachen des Volkswohlstandes“ zweimal. Der größte Theil von Holbach's Schriften war eine Uebersetzung aus englischen Schriften; Mirabeau übersetzte Watson's Geschichte Philipps II. und einige Stücke aus Milton: er soll in der Nationalversammlung Stücke aus Edmund Burke's Reden vorgetragen haben *). Ein französischer Schriftsteller sagte kurz vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts: „Wir haben das Englische zum Range einer gelehrten Sprache erhoben; unsere Frauen studiren es und haben das Italienische aufgegeben, um die Sprache dieses philosophischen Volkes zu lernen; es findet sich bei uns kein Mensch, der es nicht zu lernen wünschte.“

Die Bewunderung, welche die Franzosen für die englischen Institutionen zu hegen begannen, stieg ins Ungemessene. Es lag nahe Frankreich mit England zu vergleichen, und ein solcher Vergleich konnte schwerlich zum Vortheil Frankreichs ausfallen. Montesquieu lobte England als das freieste Land in der Welt, „keine Republik ausgenommen.“ In England sagt er, verberge sich die Republik unter den Formen der Monarchie, dort sei die politische Freiheit der Kern und Mittelpunkt alles Verfassungslebens. Voltaire war entzückt über die Opposition in England und rief aus: Wie liebe ich diese Kühnheit in England! wie liebe ich die Menschen, welche sagen was sie denken!“ Helvetius lobt England, weil dort

*) Buckle, Geschichte der Civilisation in England II. Bd., wo u. A. S. 197—201 ein Verzeichniß der französischen Gelehrten, namentlich der Naturforscher mitgetheilt wird, von denen feststeht, daß sie geläufig englisch konnten.

jeder Bürger Theil habe an den öffentlichen Angelegenheiten, weil dort Jeder das Publikum über dessen Interessen aufzuklären berechtigt ist. Mably jubelte darüber, daß das Volk in England ein Recht zu haben glaube über die Krone zu verfügen, und ein anderer Zeitgenosse sprach seine Bewunderung darüber aus, daß das Eigenthum in England heilig sei, indem die Gesetze dort vor jedem Eingriff schützten, selbst vor dem König. Brissot ließ sich in seiner Untersuchung über das Criminalrecht durch Englands Verfassung leiten und Condorcet schlug als Gesetzgeber die englische Criminaljustiz als Muster vor. So war England im achtzehnten Jahrhundert die politische Schule Frankreichs, und derselbe Montesquieu, welcher nachmals in seinem „Esprit des lois“ die Hauptgrundsätze des englischen Constitutionalismus erörterte, der es that, um Frankreich, wenn möglich, auf den Weg der Reform zu führen, war wohl berechtigt darüber zu spotten, daß die Franzosen als Autoritäten der Gastronomie und der Mode gelten wollten, während sie gern bereit waren ihre Gesetze nach dem Muster des Nachbarvolkes zu regeln. Dem damals erst zweiunddreißigjährigen Montesquieu kam es nicht so sehr darauf an, auf den furchtbaren Ernst eines solchen Gegensatzes von kindischer Anmaßung und unbeholfener Abhängigkeit aufmerksam zu machen. Sein eifrigstes Bestreben ging dahin, als ein Mann von Welt und als Humorist, nicht aber als gelehrter Pedant zu erscheinen. Nicht sowohl positiv lehren wollte er in den „lettres persanes“ als vielmehr zunächst bekritleln, belächeln. Dieser „Berühmteste unter den Politikern der Neuzeit,“ dieser „Lehrer aller Spätern,“ wie Mohl ihn nennt*), versteckte selbst in dem „Esprit des lois“ den großen Zusammenhang seiner Ideen unter den Schein der geistreichen Zersahrenheit; wie viel mehr in seinem Erstlingswerk, das zunächst für eine Wirkung auf die Lachmuskeln seiner Zeitgenossen berechnet war und Alles, das Größte wie das Kleinste, besprach.

In demselben Tone, wie oben, schreiben die Perser Usbek, Rhedi, Rica und Ibben über die Vertreter der verschiedensten Gruppen der französischen Gesellschaft. Die Schwäger und Renommisten werden durchgehelt, die anmaßenden Poeten, welche trotz ihrer Armuth an Esprit in der Gesellschaft zu glänzen streben, einzelne Gelehrte, deren Einseitigkeit den Persern unsagbar lächerlich erscheint. Da ist ein Mathematiker, welcher in allen Gegenständen nur mathematische krumme und gerade Linien, Win-

*) Literatur und Geschichte der Staatswissenschaften III S. 386.

fel und Mafse, Quadrate und Zirkel wahrnimmt; dort ein Numismatiker, welcher sein bedeutendes erworbenes Vermögen verschwendet, um seltene Münzen zu kaufen; hier ein Archäolog, der sein Silbergeschirr gegen eine antike Lanze eintauscht, die einem alten Philosophen der stoischen Schule gehört haben soll, und dem die Straßen von Paris sämmtlich unbekannt sind, während er jeden kleinen Fußpad im alten Rom im Kopf hat; dort ein Astronom und ein Meteorolog, der seinen Instrumenten zu Liebe nicht zu heizen wagt und vor Kälte fast erstarrt; der absolut keine Bekannte hat, drei Gelehrte ausgenommen in Stockholm, Leipzig und London, die er wiederum nie von Angesicht zu Angesicht gesehen hat, aber mit denen er allwöchentlich Briefe wechselt. Gelehrtendümel scheint den Persern das Räthsel zu entziffern, warum früher die Männer der Wissenschaft bisweilen der Zauberei angeklagt waren. Federkriege werden als ebenso belachenswerth wie beklagenswerth bezeichnet. Ueber die Ruhmsucht schreibt der Perser:

„Die Ruhmsucht zwingt Alle vor Fürsten und Beamten zu kriechen; sie hat zugleich bei den Franzosen ein gewisses Etwas hervorgebracht — un certain je ne sais quoi qu' on appelle point d'honneur. Das geht durch alle Stände hindurch, aber am meisten findet es sich bei den Militairs. Da findet sich der point d'honneur par excellence. Zu definiren ist das nicht. Früher gab es bei den Franzosen gar kein anderes Gesetz als diesen point d'honneur. Darnach regelte sich das ganze Leben; daraus entstand das Duell...“

So wird denn gewissermaßen protestirt gegen das Conventionele; so macht der Perser in verschiedener Weise auf die Sackgassen aufmerksam, in welche die moderne Kultur gerathen war. Nur daß ein Mann, der so durch und durch Franzose war wie Montesquieu nicht ernstlich dieser Ueberfeinerung und Ueberbildung zürnen konnte. Ein Vertreter der Bildung des achtzehnten Jahrhunderts konnte nicht ohne Rückhalt über alle Schwächen desselben den Stab brechen. Boshaft zu sein war ihm nicht möglich; er durchschaute die Menschen, aber verachtete sie nicht; er kannte ihre Schwächen, aber er wünscht sie kaum sehr wesentlich anders. Nur einer, der eingeweiht war in die Geheimnisse des Jahrhunderts, konnte so tief blicken und die Mängel so rückwärtslos aufdecken, aber weil er selbst nicht böse war, konnte man auch ihm nicht eigentlich böse sein. Und doch trieb er den Spott bisweilen weit genug. Man darf sich fast darüber wundern, daß das Buch so vielfach in den Budoirs der Damenwelt gefunden worden

sein soll, da er gegen diese besonders scharfe Pfeile abdrückt. Man höre ein Fragment aus seiner unbarmherzigen Kritik:

„Ein einziger Wunsch befeelt alle Frauen: zu gefallen. Daher verwenden sie so viel Schminke und Zierathen und Schönplästerchen; daher verschwenden sie alle nur erdenklichen Toilettenkünste. Alle wollen für jung gehalten werden. Kein Feldherr kann so eifrig darauf bedacht sein, sein Reservecorps möglichst günstig aufzustellen, als eine hiesige Dame sich abmüht eine Mouché zu befestigen, welche vielleicht ohne Erfolg bleibt, vielleicht aber auch große Wirkung thut. Die Einsälle der Franzosen in Betreff der Moden sind höchst seltsam: sie vergessen, wie sie den vergangenen Sommer gekleidet waren, und wissen nicht, wie sie den kommenden Winter gekleidet sein werden. So wird mancher Gatte ruinirt. Es lohnte nicht eine moderne Kleidung zu schildern, denn während man sie als modern schildert, ist sie schon aus der Mode. Bringt eine Dame sechs Monate in der Provinz zu, so kommt sie als ganz altmodisch gekleidet zurück. Der Sohn erkennt das Portrait seiner Mutter nicht, weil das Kleid, in welchem sie sich malen ließ, seinen Vorstellungen ganz fern liegt; er hält das Bild für irgend eine amerikanische Eingeborene oder für eine phantastische barocke Idee des Malers. Bald ist der Kopfspuz haushoch, bald wird er wie durch eine Revolution ganz niedrig. Es gab eine Zeit, wo der Kopfspuz der Damen so hoch war, daß ihre Gesichter in der Mitte der ganzen Figur erschienen; während einer andern nahmen wieder die Füße die Mitte der Figur ein, weil so hohe Absätze getragen wurden. Wer sollte das glauben? die Baumeister müssen die Thüren bald hoch bald niedrig, bald breit, bald schmal machen, je nach den Toiletten der Damen. Heute ist ihr Gesicht mit Schönplästerchen besäet, morgen sind alle verschwunden. Die Lebensweise wechselt eben so rasch wie die Mode. Die Franzosen ändern ihre Sitten dem Alter des Königs gemäß. Ist er ein Kind, so sind alle Moden à l'enfant. Der König könnte, wenn er wollte, durch sein Beispiel die ganze Nation ernst und gesetzt machen. Er drückt dem Hofe den Stempel seines Geistes auf; der Hof der Stadt; die Stadt der Provinz.“

So wird die vornehme, lüsterne, lächelnde, gepuderte schöne Welt dargestellt. Die Coquetterie in den Kleidungen wie in der Baukunst, welche sich in runden, wellenförmigen, ausgeschweiften Schnörkeln und Arabesken erging; der Barockstil mit seiner reizenden Lebendigkeit und mit blasphemem Raffinement; die Malerei mit schmach tenden, liebenden, geschminkt-

ten Bildern; die Tändelei und künstliche Naivetät der „fêtes galantes“ und der „amusements champêtres“ — dies Alles, das die Franzosen entzückte und berauschte, mußte den Persern auffallen und war für die Satire wohl geeignet.

Daß vom Könige, vom Hofe, von der Hauptstadt Alles ausging ist bekannt. Schon im fünfzehnten Jahrhundert konnte Ludwig XI. wohl bemerken, daß in der Einnahme von Paris die Eroberung von ganz Frankreich beschlossen liege, und seitdem hatte die Bedeutung des Hofes und der Hauptstadt fortwährend zugenommen. Die Provinzen verloren ihre Selbstständigkeit mehr und mehr an Paris. Im sechszehnten Jahrhundert gab es in manchen Provinzen sehr bedeutende Buchdruckereien an Orten, wo später keine einzige mehr arbeitete; und doch wurden später viel mehr Bücher gedruckt als zur Zeit der Valois. Ausländische Reisende waren erstaunt wahrzunehmen, daß außerhalb Paris die größte Stille und Unthätigkeit herrschte. Die Bewohner von Provinzialstädten getrauten sich nicht einen selbständigen Gedanken zu haben. Alle politischen und andern Ideen wurden von Paris aus der Gesamtbevölkerung dictirt. Nur diese Passivität der Provinzen erklärt die Möglichkeit der Eintheilung nach Departements statt der früheren nach Provinzen, während der Revolutionszeit. Edmund Burke rief damals entrüstet aus: „Niemand sah man Menschen ihre Heimath auf so grausame Weise in Stücke reißen,“ aber, wie Tocqueville dazu bemerkt: man zerstückelte nur einen Leichnam. Im Zeitalter der Fronde, sagt derselbe, ist Paris nur die größte Stadt von Frankreich, 1789 ist es bereits Frankreich selbst. Noch 1740 schrieb Montesquieu an einen seiner Freunde, daß es in Frankreich nur Paris und einzelne entfernte Provinzen gebe, welche zu verschlingen Paris noch nicht Zeit gehabt habe. Kurz vor der Revolution sagte der Vater Mirabeau's: „Hauptstädte sind zwar nothwendig, aber wenn das Haupt zu mächtig ist, so wird der Leib schwach und alles verdirbt.“ Erst nachdem Paris in den Alleinbesitz des guten Geschmacks in Kleidern und Hausgeräthen, der Wissenschaft und Literatur gekommen war, erst als es der ausschließliche Sitz aller Verwaltung und Regierung in Frankreich geworden war, konnte der Terrorismus der französischen Revolution so unheilvoll werden für das ganze Land. Paris, sagt ein neuerer Schriftsteller, hatte mehr als die Hände und die Leiber, es hatte die Köpfe der Menschen gefangen genommen und diese Centralisation gehörte zu den größten Calamitäten Frankreichs von der Zeit der Valois an bis heute.

Die Sklaverei der Provinzen in Bezug auf die Moden und Sitten war lächerlich; die völlige Abhängigkeit derselben von Paris in Bezug auf alle Verwaltungsangelegenheiten — verderblich. Kein Kirchthurm in einem entlegenem Dorfe Frankreichs durfte ausgebessert, kein Krankenhaus gegründet werden ohne eine maßlose Schreiberei und die Genehmigung der Beamten in Paris. Ein Heer von Beamten, welche alle das Staatsgeschäft in der Voraussehung trieben, daß kein Mensch sein eigenes Interesse kenne oder im Stande sei für sich selbst zu sorgen, überschwemmte Frankreich und gab von allen, auch den geringsten Vorkommnissen Nachricht an das Centrum zu Paris. Alle Gemeindeangelegenheiten wurden von Beamten besorgt, welche meist von Intendanten ernannt waren. Sie vertheilten die Steuern, besserten die Kirchen aus, erbauten das Schulhaus, versammelten die Dorfgemeinde und präsidirten in derselben. Der Intendant vertheilte Summen als Unterstützung, errichtete Arbeitshäuser und Wohlthätigkeitsanstalten, gründete landwirthschaftliche Vereine, schrieb die Methode vor, wie die Bauern pflügen und der Tischler hobeln sollten, ordnete die Feste und Feierlichkeiten der Städte an, und das Publikum gewöhnte sich an diese Bevormundung so sehr, daß Turgot wohl sagen konnte, eine Dorfschaft sei eine Anhäufung von Hütten und von ebenso leblosen Menschen, und daß selbst die Aufgeklärtesten in der Revolution bei allen Reformen, die sie vorschlugen, immer durch die Centralgewalt wirken wollten. Die Regierung vertrat die Stelle der Vorsehung.

Mit obiger kurzen Notiz kommt Montesquien über die Unselbstständigkeit der Franzosen hinweg. Er greift mehr die Sitten an als die Institutionen; er spottet mehr als daß er tadelt. Weniger harmlos fällt das Urtheil der Perser über den Gegensatz der Stände unter einander aus. Es heißt da:

„In Frankreich giebt es drei Stände: die Geistlichkeit, das Militair und die Beamten. Jeder Stand verachtet den andern. Auch die Handwerkerzünfte verachten einander und Jeder hält sich für besser als den Andern.“

Hier war der wundeste Fleck der ganzen Zeit des ancien régime. War die Centralisation ein Erzeugniß der letzten Jahrhunderte, so konnten die ständischen Gegensätze als ein Erbstück aus dem Mittelalter bezeichnet werden. Es war die doppelte Aufgabe der Revolution, die Centralgewalt zu beschränken und die einzelnen Gruppen der französischen Gesellschaft in eine Nation zu vereinigen, und die Revolution begann mit Lösung der

lehteren Aufgabe. Die absolute Staatsgewalt war leichter zu ertragen als der Uebermuth der Privilegirten; die Gewalt der Krone war im Verhältniß zu jenem Hochmuth von Adel und Geistlichkeit noch ein modernes Erzeugniß. Jene strenge Absonderung der Stände ging durch alle Schichten der Gesellschaft hindurch. Es war, wie der Geschichtschreiber der Revolution Drey bemerkt, eine Cascade von Verachtung, welche von Stufe zu Stufe herabfiel und selbst beim dritten Stande ihr Ziel nicht erreichte. Ein Wort wie „roturier,“ in welchem sich grenzenlose Verachtung ausdrückt, giebt es in keiner Sprache. Als Molière seinen „bourgeois gentilhomme“ schrieb, war es unmöglich den Vers „Et tel que l'on le voit il est bon gentilhomme“ ins Englische zu übersetzen, wo das entsprechende Wort „gentleman“ etwas ganz Anderes bedeutet. Während zwischen dem „gentilhomme“ und allen Uebrigen eine unübersteigliche Kluft besetzt blieb, dehnte sich die Benennung „gentleman“ mit jedem Jahrhundert auf tiefere und tiefere Schichten aus, so daß es z. B. in Amerika auf alle Bürger ohne Ausnahme Anwendung findet. Die Geschichte des Wortes „gentleman,“ sagt Tocqueville, ist die Geschichte der Demokratie selbst. Selbst als die Revolution bereits hereinbrach, als die berühmten „cahiers“ oder Instructionen für die Vertreter der états généraux zusammengestellt wurden, da dachten die französischen Adelige noch daran Mittel zu finden, um den Adel in seiner Reinheit zu erhalten: sie schlugen vor, es solle untersagt werden, den Titel eines Edelmanns für Geld zu kaufen, die unechten Edelleute unnachsichtlich zu verfolgen, den Adel durch ein äußeres Kennzeichen vor allen Andern zu unterscheiden. Der Adel, wie Tocqueville bemerkt, fühlte sich von den Fluthen der Demokratie erfaßt und von der Ahnung ergriffen, daß er in denselben aufgelöst werden würde. Er hatte den Instinct der Gefahr. Jeder Stand steifte sich auf seine Privilegien. Die Pairs hatten z. B. folgende Vorrechte: man mußte ihnen jederzeit „le fond du carosse“ zugestehen; sie brauchten mit einem gewöhnlichen Edelmann kein Duell einzugehen „même s'ils avoient reçu des coups de bâtons;“ kein Handwerker oder Kaufmann konnte einen duc oder pair Schulden wegen verklagen; gemahnt durften sie werden „mais rarement, et c'est à messieurs les ducs et les pairs à rendre justice à ces gens là quand ils le trouvent à propos.“ Uehnliche Privilegien fanden bei Hofe statt. Eine Herzogin hatte das Recht sich in Gegenwart der Königin zu setzen, eine Marquise nicht. Als die Marquis und Grafen sich bemühten ihren Frauen diese Ehre zuzuwenden, widersetzten sich die Her-

zoge einer solchen Neuerung. Als einmal der König Ludwig XIII. ausnahmsweise einer nicht zu den sogenannten „*hemmes assises*“ gehörenden Dame das Recht des „*tabouret*“ ertheilte, gab es einen Sturm der andern Berechtigten und verschiedene Versammlungen des Adels, um diesen unerhörten Fall zu besprechen. Voltaire spottete wohl darüber, daß zu den wichtigsten politischen Ereignissen die Fragen des *Tabourets*, des *Armstuhls* oder die von der Berechtigung gehören von dem Könige zur Tafel gezogen, von der Königin geküßt zu werden, den vordersten Sitz in der Kirche zu haben, auf einem Tuche von einer gewissen Länge zu stehen, dem Könige die Serviette zu reichen u. s. f. Bei so viel Anmaßung und Eitelsucht war der französische Adel größtentheils arm, so daß ein großer Theil der Beihülfe des Staates für seine standesmäßige Existenz bedurfte. Ein Intendant schreibt am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, in seinem Bezirke gebe es mehrere Tausende von adeligen Familien, darunter seien aber kaum 15, welche 20,000 Livres Renten hätten. Ein Intendant in der *Franche-Comté* sagt 1750 in einer Denkschrift an seinen Nachfolger: „der Adel dieser Provinz ist von ziemlich gutem Schrot, aber sehr arm und ebenso anmaßend als arm. Er bildet eine Verbindung, in die nur solche Leute aufgenommen werden, welche vier Ahnen aufweisen können.“ Dabei war der Adel zum Theil unwissend, streifsüchtig, hochfahrend und fast durchweg unthätig. Seinen Rechten entsprachen keine Pflichten und daher hat Walter Scott denselben mit einem Hofsdegen verglichen, dessen Griff schön gearbeitet, vergoldet und verziert war, dessen Klinge aber entweder ganz fehlte oder doch nur aus schlechtem Stoffe bestand.

Die privilegierten Klassen gingen mit dem Beispiel solcher Armseligkeiten voran und die untern Schichten der Gesellschaft folgten. Aus manchen Berichten von Zeitgenossen wissen wir, daß Montesquieu's Vorwurf: die Handwerkerzünfte verachteten einander, nur zu gegründet war. Der Rangunterschied war das Streben Aller. Obgleich man nachher den Adel vernichtete, so war doch einige Jahrzehnte vor der Revolution der Nimbus des hohen Ranges von zauberhafter Wirkung. „In den Augen des Volkes, sagt ein Zeitgenosse, ist die Noblesse eine Art Religion und deren Priester sind die Edelleute.“ Für jeden Handwerkerstand gab es tausendfältige Unterscheidungszeichen, aus denen die französische Eitelkeit Nahrung erhielt. Die Schneider mußten sich mit einer Perrücke begnügen, die eine einzige Locke hatte; der Goldschmidt durfte zwei Locken tragen, der Apotheker drei, während der Perrückenmacher selbst zu zwei einfachen Locken

verurtheilt war. Dieser Eifersucht in der äußern Kleidung entsprach die zünftige Absonderung der Arbeit und des Gewerbes. Neben den Schreibern gab es Ebenisten, neben den Schneidern Trödler, neben den Bäckern Pastetenhändler. Die Obstweiber wie die Blumenmädchen bildeten geschlossene mit Statuten versehene Innungen. In den Zünften der Näherinnen, Stickerinnen, Puzmacherinnen durften nur Männer das Meisterrrecht erwerben. Die Meisterschaft kostete hohe Gebühren. Oft wurden nur die Söhne von Meistern oder die zweiten Männer verwittweter Meisterinnen zur Erlangung des Meisterrrechts zugelassen. Und diese künstliche Arbeittheilung begann bereits früh. Unter Ludwig XI. zählte man in Frankreich 150 zünftige Gewerbe, worunter 5 verschiedene Arten von Hutmachern und drei Arten von Rosenkranzarbeitern. Einem Messerschmidt war es nicht erlaubt den Stiel zu seinen Messern selbst zu verfertigen; der Maurer durfte keine Wand tünchen, ein Drechsler nicht zugleich in Horn und Holz drehen und der Tischler keine Fensterrahmen machen. Selbst die Ausrufer von altem Eisen bildeten eine Zunft. Eine endlose Reihe von Processen hat dazu beigetragen die Unmöglichkeit der längern Fortdauer der Zünfte darzutun. Zwischen Buchhändlern und Antiquaren gab es Streit über die Frage, wodurch sich ein neues Buch von einem antiquarischen unterscheidet. Die Kleinschmiede beklagten sich über die Hufschmiede; die Nagelschmiede wollten den Schlossern nicht gestatten die Nägel selbst zu verfertigen. In einem Proceß zwischen Schneidern und Trödlern, welcher drei Jahrhunderte währte, wurden 4—5000 Entscheidungen gegeben, ohne die Grenze, welche ein neues Kleid von einem alten unterscheidet, genau bezeichnen zu können. In einer Stadt waren Alle in der größten Aufregung über einen Proceß, der die Frage zu entscheiden hatte, welchen Beamten in der Kirche das Weihwasser zuerst gereicht werden solle, und der König selbst traf die verhängnißvolle Entscheidung. Als Turgot 1776 die Zünfte sprengte, erklärten das Pariser Parlament, Prinzen, Pairs und Doctoren einhellig: alle Franzosen seien in feste Körperschaften getheilt, deren Kette vom Throne an bis zum niedrigsten Handwerker ein Ganzes bilde, unentbehrlich für die Existenz des Staates, unauflöslich, wenn nicht alle gesellschaftliche Ordnung darüber zu Grunde gehen solle.

Es war Zeit, daß ein so künstliches Gebäude zusammenbrach. Die weitblickendsten Staatsmänner bezeichneten diese Mängel als die schlimmsten. In einem geheimen Bericht an den König Ludwig XVI. sagt Turgot: „Die Nation ist eine Gesellschaft, welche aus verschiedenen von einander

getrennten Ständen und einer Volksmasse besteht, deren einzelne Glieder keinerlei Zusammenhang unter einander haben und wo also Jeder nur mit seinem eigenen Privatinteresse beschäftigt ist. Nirgends begegnet man einem regen gemeinschaftlichen Interesse. Dörfer, Städte haben nicht mehr Wechselbeziehung untereinander als die Bezirke, zu denen sie gehören.“ Auch dem leichtsinnigen aber begabten Calonne schien der größte Fehler der Verfassung darin zu liegen, daß alle Theile Frankreichs isolirt seien. Alle sollten, nach seiner Ansicht, unter gleiche Bedingungen gestellt, Ackerbau, Gewerbe und Handel von ihren Fesseln befreit, die öffentlichen Lasten unter Allen gleich vertheilt werden u. s. f. Aber solche Reformen schienen unmöglich ohne gewaltsame Erschütterung. Der Adel, welcher durch Theilnahme am Handel sich zu entehren meinte, der allein das Recht hatte Kaninchen zu züchten und Taubenhäuser zu besitzen, was den Bürgerlichen ausdrücklich verboten war, konnte auf dem Wege der Reform ebensowenig dazu gebracht werden, seinen Rechten zu entsagen, als der Zunftzwang und Kastengeist überhaupt geneigt sein konnte scheinbare und wirkliche Interessen den Anforderungen der Zeit zu opfern. Frankreich bedurfte einer Radicalear. Auch die gelehrten Zünfte werden von Montesquieu's Persern schonungslos mitgenommen. Usbek schreibt:

„Die Universität ist 900 Jahr alt. Deshalb träumt sie zuweilen. Da werden Disputationen gehalten z. B. über die Aussprache des Buchstabens g. Wo es viele Weise giebt, da ist wenig Weisheit. . . . Kleinfrämerei, Formalismus, eitle Gebräuche erdrücken allen Inhalt und entstellen das ursprüngliche Wesen.“

Und über die Akademie:

„Bierzig Köpfe bilden eine Körperschaft, ein Tribunal, das sich für unfehlbar hält und das gleichwohl unsäglich verachtet wird. Diese Köpfe sind mit Metaphern und Antithesen, Declamationen, Phrasen und Panegyriken angefüllt. Das Geschwätz hört nie auf. Man spricht gar nicht anders als in Ausrufungen und Extase. Diese Corporation ist nicht ganz fest auf den Füßen. Die Zeit, welche der größte Fluch derselben ist, untergräbt ihre Existenz und vernichtet Alles was sie gethan hat. . . . Das sind Lächerlichkeiten, wie man sie in Persien nicht kennt.“

Es ist bekannt, welche Verachtung man gegen die französische Akademie bald nach ihrem Entstehen im siebenzehnten Jahrhundert hegte. Sie war ein officielles Institut, dessen Stellen von oben herab, oft auf den Wunsch des Königs oder des Ministers besetzt wurden. Auch auf die-

sem Gebiete übte der Hof einen nachtheiligen Einfluß; auch hier war Günstlingswirthschaft und Nepotismus an der Tagesordnung. Und neben jenem freien Gelehrtenstande, der gerade zur Zeit Montesquien's sich in Frankreich gebildet hatte, mußte eine solche gelehrte Junst mit ihren zum Theil überlebten conventionellen Formen lächerlich und als ein Anachronismus erscheinen. Es war eben Alles künstlich, Alles Privilegium: die Wissenschaft so gut wie das Handwerk, einzelne Handelszweige so gut wie die Gerichtsbarkeit.

In dem Gebiete der Gerichtsbarkeit standen die Parlamente in erster Reihe. Sie nahmen unter Ludwig XIV. die höchste Stufe der Hierarchie ein. Aber die Stellen in diesen Gerichtshöfen waren künstlich. Man protestirte wohl dagegen und sagte: „Qui vend office vend justice, ce qui est chose infâme,“ aber so vortheilhaft war es für den Staat, der in solchem Stellenhandel eine bedeutende Einnahmequelle erblickte, als auch für die Capitalisten, welche durch Erwerbung einer solchen Stelle ihre Ersparnisse vortheilhaft anlegten, daß diesem Unfug bis an die Revolution hin nicht gesteuert werden konnte. Nicht bloß die Parlamentsstellen, sondern auch unzählige andere wurden verkauft. Im Jahre 1664 gab es 45,780 Stellen, welche verkäuflich waren und zusammen ein Capital von 417 Millionen Livres repräsentirten. Man creirte unzählige neue Stellen, indem man nicht die Bedürfnisse der Administration, sondern die der Staatscasse in Anschlag brachte. Das Uebel war sehr alten Datums. Schon unter Heinrich II. im sechszehnten Jahrhundert waren 600 neue Richterstellen verkauft worden, um die leere Staatscasse wieder zu füllen. Wiederholt ward die Zahl der Finanzbeamten und Parlamentsräthe vermehrt; die Officerstellen konnte man ebenfalls kaufen; im Jahre 1692 wurden alle Bürgermeisterstellen zum Verkauf ausgedoten. Man kann denken, wie durch solche Finanzkünste das politische Leben in den Provinzen, in den einzelnen Gruppen der Gesellschaft ertödtet ward. Beamte, welche ihre Stelle gekauft hatten, waren gewissermaßen unabhängig vom Staate und gleichzeitig stumpf gegen die Interessen der Gesellschaft. Außer diesen bureaukratischen Organen mußte der Staat noch einen andern Regierungsapparat bauen, der einfacher und gefügiger war. Jene andere administrative Maschine war so zusammengesetzt, schwerfällig und unfruchtbar, daß man sie, wie Tocqueville bemerkt, gleichsam im Leeren sich regen lassen mußte. Die Parlamente z. B. waren der Regierung unbequem; man litt sie als ein nothwendiges Uebel, und auch die Gesellschaft mußte oft den

Egoismus dieser privilegirten Zunft bitter empfinden, welche an der gesetzgebenden Gewalt Theil nehmen wollte und im Princip gegen manchen Fortschritt war.

Montesquieu, der als Mitarbeiter bei dem Parlamente von Bordeaux*) alle Unsauberkeit des Treibens der Parlamente beobachtet haben mochte, ließ seine Perser sehr starke Ausfälle gegen die Parlamente machen. Einer derselben schreibt: „Die Parlamente sehen Ruinen ähnlich; der Zahn der Zeit hat an ihnen genagt; die Sittenverderbnis hat sie angefressen; der Absolutismus hat sie erdrückt.“ Der Perser wundert sich, daß mit solchen Stellen nur Rechte und keine Pflichten verbunden seien. Er besucht einen „homme de robe“ und findet ihn vollkommen müßig, ohne alle Geschäfte, nicht einmal eine Arbeitsstube hat er. Auf die Frage, wo denn seine Bibliothek sei, antwortet der Parlamentsrath, er habe seine Bibliothek verkauft, um den Erlös zum Ankauf der Stelle zu verwenden. Eine Arbeitsstube habe er nicht nöthig, da es nichts zu thun gebe. — So lebten denn die Privilegirten auf Kosten Aller, weil der Staat sich in seiner Finanzklemme nicht zu helfen wußte. Die allgemeine Wohlfahrt gab die Regierung preis, um einen augenblicklichen Vortheil zu erzielen.

Dies war besonders augenfällig bei dem System der Steuerverpachtung, das zu Montesquieu's Zeit in vollster Blüthe stand und den Zorn der sittenrichterlichen Perser reizen mußte. Es war nicht genug, daß alle Regalien der Krone allmählig in die Hände von Pächtern übergingen, daß z. B. in Rouen eine Gesellschaft das Monopol des Kornhandels gepachtet hatte, daß Schiffzieher und Pächter, Leichenbitter und Fuhrleute Monopolisten waren und ihre Geschäfte gegen Entrichtung eines hohen Pachtzinses ausübten: auch die Steuererhebung war zum großen Theil verpachtet, was dem Staate sowohl als der Gesellschaft zu Gunsten einzelner Capitalisten ungeheure Opfer auferlegte. Die augenblickliche, so oft wiederkehrende Geldverlegenheit trieb die Regierung dazu von Pachtgesellschaften Baarsummen aufzunehmen, wogegen denn der Ertrag gewisser Steuern angewiesen wurde. Gewöhnlich wurden diese mit ungeheurem Gewinn für die Pächter erhoben, so daß das Volk schon frühe diese Päch-

*) Er erbt von seinem Onkel zugleich mit dessen Vermögen eine Parlamentsstelle einige Jahre vor dem Erscheinen der „lettres persanes“ und verkaufte sie im Jahre 1726, um sich ganz den Studien zu widmen. Trotz der heftigen Ausfälle gegen die Akademie ward er später Mitglied derselben; sein Eintritt in diese Corporation soll durch die Erinnerung an die „lettres persanes“ erschwert worden sein.

ter als Blutsauger haßte. Man berechnete, daß von 160 Millionen Livres, welche das Volk an Steuern zahlte, der König nur 32 Millionen erhielt, so daß die Steuerepächter dabei ins Ungemessene gewannen. Der berühmte Ingenieur Banban wagte es dem Könige Ludwig XIV. Vorstellungen zu machen, man sollte das Volk retten „aus den Klauen dieser Armee von Pächtern und Unterpächtern mit ihren Commis jeder Art; es seien Volksblutegel, deren Zahl hinreichen werde die Galceren zu füllen, die aber nach tausend verübten Schurkereien in Paris umhergehen, als hätten sie den Staat gerettet.“ Und freilich: noch in unsern Tagen haben die „fermiers généraux“ einen beredten Verteidiger in dem bekannten Historiker Cappefigue gefunden, der in ihnen „ausgezeichnete Geister, welche dem Staate große Dienste leisteten,“ bewundert. Er findet es besonders zweckmäßig, daß der Staat auf diese Weise das gehäßige Geschäft des Steuererhebens vermied; er ist überzeugt, daß die Könige Frankreichs ohne die Vorschüsse der Pachtgesellschaften nicht im Stande gewesen wären ihre ruhmreichen Kriege zu führen, und ist entzückt darüber, daß diese Steuerepächter den erworbenen Reichtum mit so viel Geschmack angewendet, die Wasserkünste in Versailles gebaut, für die Kunst gesorgt hätten. Er begeistert sich dafür, daß ein Pächter dem Könige Ludwig XV. ein Frühstück gab, welches nicht weniger als 300,000 Livres kostete, daß diese Retter des Staates köstliche Trüffel und herrliche Weine führten, daß sie, wie er sagt, sich durch „le grand art de savoir dépenser“ auszeichneten. Montesquien dachte ganz anders über diesen Punkt und läßt seine Perser schreiben: „Die Steuerepächter schwimmen in einem Meere von irdischen Gütern. Zuerst werden sie gründlich verachtet gleich dem Straßenkoth, doch nur so lange als sie arm sind: sind sie reich, so schätzt man sie sehr hoch: sie versäumen auch nichts, um sich möglichst rasch in Ansehen zu setzen.“ Mit seiner Ironie und sitzlicher Entrüstung höhnt der Perser diese Pächterklasse, welche sich durch Unbildung und Selbstsucht, durch Grobheit und brutalen Eigendünkel, aber auch durch eine feine Küche und gefüllte Kasse auszeichnete.

„Die Pächter,“ schreibt Usbel „sind jetzt in einer schlimmen Lage. Man hat einen Gerichtshof errichtet, den man chambre de justice nennt, weil er den Pächtern all ihr Gut entreißt. Sie sind außer Stande ihre Reichtümer zu verbergen: man nöthigt sie dieselben genau anzugeben bei Todesstrafe.“ Dies war allerdings der Weg, den die französische Regierung oft genug einschlug, um die Pächter wenigstens nicht im Alleinbesitz ihres

Raubes zu lassen. Bereits unter Sully war ein Strafgericht über die Staatsgläubiger ergangen, welche sich für die geleisteten Vorschüsse allzu reichlich durch hohe Zinsen und Steuererepressungen bezahlt gemacht hatten. Auch Colbert hatte ein Tribunal errichtet, um die Helfershelfer des Staats zu züchtigen. Jetzt in den Jahren 1716 und 1717 wüthete abermals die chambre de justice mit Folter und Kerker und Todesurtheilen gegen die gewissenlosen Finanzmänner, nicht um die gemißhandelte Gesellschaft an ihnen zu rächen, sondern um einen Theil des Geraubten in die Staatscasse fließen zu lassen. Im Jahre 1716 wurden 31 Millionen Livres von ihnen erpreßt, im Jahre 1717 — 220 Millionen. Es war eines der vielen Gewaltmittel, der Geldnoth des Staates abzuhelfen, wie ja auch orientalische Despoten ihren Satrapen Gelegenheit boten sich in einer von ihnen verwalteten Provinz zu bereichern, um dann wie ein vollgesegener Schwamm ausgepreßt zu werden.

Man kann denken welche Demoralisation bei solchem raschem Glückswechsel in Frankreich herrschte. Solche Verhältnisse zur Regierung waren ein Hazardspiel. Jeden Augenblick konnte der Millionär ein Bettler werden, und umgekehrt waren viele aus niederem Stande durch solche Finanzgeschäfte zu Geldfürsten geworden. Usbek spottet über diese Situation:

„Die Corporation der Lakaien ist in Frankreich geachteter als sonst irgendwo: sie ist eine Pflanzschule für „grand seigneurs.“ Und an einer andern Stelle antwortet er auf die Frage, was denn ein grand seigneur sei: „Ein grand seigneur hat sehr schöne Pferde, steht den König bisweilen, spricht mit den Ministern, hat Schulden, bezieht Jahrgelder von der Regierung, hat bisheilen auch Ahnen, und versteckt seinen Müßiggang unter einer erkünstelten Geschäftigkeit und einer erheuchelten Amtsmiene.“

Es kann nicht anfallen, daß die Perser sich auch in Betrachtungen über die Staatskirche ergehen. Die Ansichten, welche hierüber im achtzehnten Jahrhundert hier und da im Publikum herrschten, waren denen früherer Zeiten entgegengesetzt. In dem Zeitalter der Aufklärung war die Kirche die Zielscheibe sehr heftiger Angriffe. Der kirchliche Absolutismus des Mittelalters hatte durch die Reformation nur eine kurze Unterbrechung erfahren. Er dauerte fort in den Staatskirchen Englands, Frankreichs, ja selbst in der Orthodoxie des Lutherthums. Die Reformation sollte sich noch weiter vollziehen durch Angriffe auf die Intoleranz, welche in dem religiösen und kirchlichen Leben in erster Reihe stand. Die gegenseitige

Verfehrung wollte nicht aufhören; das Sectenwesen blühte. Die Lutherischen in Deutschland wollten es lieber mit den Katholiken halten als mit den Calvinisten, und diese es lieber mit den Türken als mit den Katholischen. Das siebzehnte Jahrhundert war Zeuge gewesen des dreißigjährigen Krieges, der Verjagung der Hugenotten aus Frankreich, mancher im Namen der christlichen Religion begangenen Gräuel in Spanien. Besonders in Frankreich blühte der kirchliche Absolutismus neben dem politischen; König und Papst und eine fanatische Priesterchaft trieben dort die Ketzerverfolgung nicht gelinder als in Spanien. Es erschallten Massillons und Féchiers Donnerworte, der Pater La Chaise entfaltete seine Thätigkeit und dieses alles fand seinen Gipfelpunkt in der Aufhebung des Edicts von Nantes, 1685.

Mit einer für manche hergebrachte Begriffe haarsträubenden Freisinnigkeit stellt der Perser Usbek Betrachtungen an über Religion und Kirche. Er findet eine überraschende Aehnlichkeit zwischen Christenthum und Islam. Er wechselt mit einigen gelehrten Kirchensürsten Persiens über diesen Punkt Briefe und die Antworten dieser letzteren sind Meisterwerke von Bornirtheit und Pfaffendünkel. Der Verfasser findet eine mephistophelische Genugthuung darin, seinen Hohn und Spott darin zu kleiden. Spielend wird manches Dogma angetastet, der Aberglaube an den Pranger gestellt. Selten sind die allwissenden, pharisäischen Priester in ihrer ganzen Eitelkeit und ihrem Bonzenhochmuth so drastisch dargestellt worden wie hier. Ueber kirchliche Gebräuche und Sagen machen die Perser Bemerkungen, welche uns einen tiefen Einblick thun lassen in die von der damaligen geistigen Atmosphäre gegen den wurmfürigen Bau der officiellen Kirche geübte Kritik. Man mußte in der französischen Gesellschaft über Vieles hinaus sein, um an Usbeks Scherzen über den Papst, die Bischöfe, die Abbés und Beichtväter und allen Formelkram Geschmack zu finden. Er nennt den Papst einen großen Zauberer, der die Leute zwingt unglaubliche Dinge zu glauben; früher sei der Papst den weltlichen Fürsten gefährlich gewesen, jetzt sei er zahmer und man fürchte ihn nicht mehr. Usbek preist die große Bequemlichkeit der Absolutionen und Dispense für das Publikum und gleichzeitig seien sie ein sicheres, einträgliches und allgemein verbreitetes Geschäft für die Geistlichkeit. Alle Unsauberkeit des Zeitalters in Betreff der Abbés wird mit wenigen Worten vergegenwärtigt; ebenso das jesuitische Treiben der Beichtväter. Der Perser läßt sich von einem Geistlichen eine Probe vormachen von sophistischer Dogmenauslegung und fin-

det diese Spielerei mit kirchlichen Vorschriften, welche durch Schlaueit und Wortklauberei umgangen werden können, so verabscheuungswürdig, daß er dem Geistlichen ganz offen die Bemerkung macht, in Persien werde Jeder für solche Spitzbübereien ohne Umstände gehängt. Diese Dinge werden in halb naïver halb ernster Weise besprochen; bald erinnern wir uns dabei an die „Briefe der Dunkelmänner,“ bald an Lessings Antigöze.

Von dem Streit und Hader innerhalb der christlichen Kirche hat Usbek viel zu erzählen: „Es giebt kein Reich, wo so viele Bürgerkriege sind als im Reiche Christi. Alle diejenigen, welche eine etwas von der allgemeinen abweichende Ansicht vortragen, nennt man Keger. In Spanien und Portugal soll es Derwische geben, welche die Keger verbrennen. Es hilft den letzteren nichts, wenn sie sich auf Erläuterungen einlassen: sie sind in Asche verwandelt, ehe man sich auch nur die Zeit gelassen sie anzuhören. Bei andern Richtern gilt die Voraussetzung, der Angeklagte sei unschuldig, hier dagegen nimmt man von vornherein an, er sei schuldig. Glücklich das Land, wo der Prophet herrscht; da sind so entseßliche Schauspiele unbekannt; dort bedarf die Religion nicht so gewaltsamer Mittel als Stütze. Ihre eigene Wahrheit schützt sie am besten.

Ein wenig weiter war man zu Montesquien's Zeit in der Religionsduldung gekommen. Die schlimmsten Judenverfolgungen hatten aufgehört. Usbek bemerkt hierüber: „Man beginnt endlich wahrzunehmen, daß man, um die Religion zu lieben, nicht nöthig habe diejenigen zu hassen, welche ihr nicht anhängen.“ Das Proselytenmachen scheint dem Perser so lächerlich, als wenn die kaukassische Race sich anstrengen wollte die Neger weiß zu waschen. Alle Gefahren der Bekehrungssucht, alle Nachtheile des ewigen Schulgezänkes, allen Fluch der gegenseitigen Verkehrung kennt und würdigt Usbek.

Sehr umständlich handelt er von dem Verhältniß der Kirche zum Volkswohlfande. Er hält es für nachtheilig, wenn die Kirche allzugroße Reichthümer aufhäufe: „Fast alle Schätze sind in den Händen der Derwische. Diese aber sind eine Bande von Geizigen, welche nur nehmen und nie geben. Alle die Schätze, welche sich in ihren Händen befinden, verharren wie in einem Starrkrampf, weil sie nicht im Umlaufe sind, nicht in Handel, Gewerbe und Manufacturen productiv wirken.“ Der Perser geht so weit, den Volkswohlfand der protestantischen Länder mit dem der katholischen zu vergleichen und entscheidet zu Gunsten der ersteren. In den protestantischen Ländern sei die Steuerfähigkeit größer, die wirthschafts-

liche Thätigkeit intensiver, während die Unterthanen des Kirchenstaates großentheils Bettler seien.

Es lag nahe eine solche Parallele zu ziehen, die europäischen Länder, in denen Duldung herrschte, Brandenburg, Holland, England mit den fanatisch-katholischen, Spanien, Italien, Süddeutschland, Frankreich zu vergleichen. Im achtzehnten Jahrhundert wurde in Deutschland der Vorschlag gemacht Luthers Verdienst um Vermehrung der Bevölkerung durch Aufhebung des Eölibats mit einem Denkmal zu belohnen. Man würdigte seinen Antheil an Vermehrung des Volkswohlstandes in manchen Gegenden Deutschlands durch Abschaffung vieler Feiertage. Handel und Gewerbesleiß hatten sich vorzugsweise in die protestantischen Länder Europa's gezogen. Aus Süddeutschland wanderten die verfolgten Keger schaarenweise nach Preußen; aus den südlichen Niederlanden war Kapital und Arbeitskraft und Unternehmungslust nach der holländischen Republik geströmt; das kegerische England, eine Zuflucht für Keger aus aller Herren Ländern, hatte in den letzten Jahrzehnten einen Aufschwung in seiner wirtschaftlichen Thätigkeit erfahren, der ihm den Sieg über andere Länder versprach. Während man in den katholischen Ländern durch Fasten, Eölibat, Klöster und zahlloses Feiern zur Entnervung der Völker und zum Müßiggange beigetragen hatte, während man in Süddeutschland die Bettler schaarenweise herumziehen sah, nahmen die Toleranzgebiete freudig die Hugenotten und die andern Keger auf: es waren die fleißigsten Bewohner, welche, von Staat und Kirche zur Auswanderung gedrängt, in ihrer Heimath nicht leicht auszufüllende Lücken zurückließen. Als Montesquien's Perfer Frankreich bereisten, war es noch in den Nachwehen der Aufhebung des Edicts von Nantes begriffen. Dieses konnte den scharfsiehenden Touristen nicht entgehen. Usbel schreibt an seinen Freund Mirza nach Persien und erinnert ihn an ein ähnliches Ereigniß im Orient, wo man in seinem Heimathlande alle Armenier entweder zum Uebertritt in die Staatskirche zwingen oder verjagen wollte. „Wenn das geschehen wäre,“ so schreibt er, „dann wäre Persiens Größe für immer dahin gewesen. Man hätte sämmtliche Kaufleute und Industrielle aus dem Lande vertrieben und dem Großmogul und den andern indischen Fürsten die fleißigsten Unterthanen zugeführt. Urtheilt man besonnen, so muß man zugeben, daß es ganz gut ist, wenn in einem Lande verschiedene Religionen nebeneinander bestehen. Nicht die Verschiedenheit der Religionen hat so viele Kriege zur Folge gehabt, sondern der Geist der Unduldsamkeit. Es ist

dies eine Verirrung der menschlichen Vernunft. Wer mir eine Religionsveränderung zumuthet, der thut es, weil er von seiner Religion nicht lassen will; er wundert sich, daß ich mich nicht herbeilasse das zu thun, was er um die Welt nicht thun würde."

Es gab zur Zeit der „lettres persanes“ noch Viele, welche sich der fürchtbaren Bedrückungen der Hugonotten in Frankreich vor Aufhebung des Edicts von Nantes erinnern mochten. Gegen alle Secten wie Jansenisten und Quietisten wüthete man mit derselben Strenge wie gegen die Hugonotten. Die Priester hezten, bekehrten, hicanirten auf alle Weise. Da erschienen wohl Verordnungen, welche den Protestanten wohl verboten ihre Todten bei Tage beerdigen zu dürfen; die zum Katholicismus Uebgetretenen wurden der Pflicht enthoben ihre Schulden zu bezahlen; das Bekenntniß des herrschenden Glaubens wurde zur Ausnahme in die Gewerke für nöthig erklärt; mit Lockmitteln der verschiedensten Art wurden Kinder zum Ueberritt veranlaßt und dann ihren kezerischen Eltern fortgenommen; die Hugonotten wurden zum Theil ihrer Kirchen und Begräbnißplätze beraubt, ihre Prediger verhaftet, gefoltert, hingerichtet; nach Tausenden zählte man die Opfer der Dragonnaden, welche die kezerische Bevölkerung mürbe machen sollten; wie das Wild hezte man die Hugonotten in Bergen und Wäldern. Endlich ward denn 1685 das Toleranzedict von Nantes völlig aufgehoben und damit wurden Hunderttausende zur Auswanderung nach Brandenburg, Holland und England gezwungen. Am Cap der Guten Hoffnung wuchs nachmals französischer Wein, von ausgewanderten Hugonotten gepflanzt; Hut- und Seidenfabriken entstanden in England; Uhrmacher, Goldarbeiter, Gärtner ließen sich in Berlin und der Umgegend nieder. Der berühmte Ingenieur Vauban berechnete, wie viele Soldaten, Matrosen und Pamphletisten Frankreich zur Flucht in das feindliche Lager getrieben hatte. Wenn man in der Dauphiné die ausgewanderten Protestanten auf $\frac{1}{8}$, in Rochelle auf $\frac{1}{3}$ der Einwohner berechnete, so kann man denken, welche Vernichtung der Industrie die Folge war. In Touraine, Mençon, der Umgegend von Paris, wo dieselbe hauptsächlich in den Händen von Protestanten war, zeigte sich ein ungeheurer Abstand der Production gegen früher. Die brutalen Verfolgungen kosteten Vielen das Leben. In Languedoc kamen 100,000 Hugonotten um; 3—400,000 fielen in einzelnen Gefechten und bei Ueberrällen durch königliche Truppen. „Besser eine Wüste als ein Land voll Kezer“ hatte Alba im sechszehnten und Ferdinand II. am Anfange des siebzehnten

Jahrhunderts gesagt und noch zu Montesquieu's Zeit schien dieser Grundsatz gelten zu sollen. Wie im sechszehnten Jahrhundert die Geistlichkeit nur unter der Bedingung zu „dons gratuits“ in den Staatschatz bereit war, daß die Regierung die Aufrechterhaltung des Katholicismus versprach, so erklärte sich noch im Jahre 1775 der Klerus bereit 20 Millionen zu zahlen, wenn nur von einem Duldungsedict nicht die Rede sei.

Aber gerade weil in der Aufhebung des Edicts von Nantes der Fanatismus und die Herrschsucht der officiellen Kirche eine glänzende Exemplification gefunden hatte, mußte die Oppositionsliteratur gegen diese Uebelstände um so erbitterter auftreten. Einige Jahre nach der Aufhebung des Edicts von Nantes beantragte Locke in seinen Schriften absolute Toleranz selbst für Juden, Heiden und Muhamedaner; Aehnliches ward von Montesquieu, Voltaire u. A. ausgesprochen; ähnlich lehrten die aufgeklärten Fürsten, wie Joseph II., der die „Derwische zu Menschen machen“ wollte, Friedrich II., der „Jeden nach seiner Façon selig werden“ ließ, und Katharina II. in Rußland, Choiseul in Frankreich, Campomanes in Spanien trugen ähnliche Ansichten vor.

Lange vor dem Ausbruche der französischen Revolution konnte man eine Katastrophe der herrschenden Kirche voraussehen. Massillon starb im Jahre 1742; die Kirchen wurden leer, die Geistlichkeit hatte keine hervorragenden Persönlichkeiten mehr aufzuweisen; die Jesuiten wurden als Mitschuldige an manchem Attentat beschuldigt, als betrügerische Kaufleute verurtheilt; Choiseul beschützte die Jansenisten, Turgot theilte ihre Ansichten, Neckar war Calvinist; Calonne, Malersherbes und Terray waren Feinde der Geistlichkeit; in manchen Schriften machte man auf die ungeheuren Reichthümer des Klerus aufmerksam; die Regierung dachte daran die Kirche zur Theilnahme an den Steuerzahlungen herbeizuziehen. Beim Ausbrechen der französischen Revolution schätzte man den Bestånd der Kirche auf 2000 Millionen Livres und das jährliche Einkommen derselben auf 75 Millionen Livres. „Nur die Richtung der Hauptbewegung gegen den Staat, sagt Burke, erklärt in dieser Zeit das Fortbestehen der officiellen Kirche.“ Ueberall war der kirchliche Absolutismus unterhöhlt.

Die Begriffe von Staat und König fielen in Frankreich zusammen. War vom Staate die Rede, so sprach man zu allererst von König und Hof. Als die Perser Montesquieu's ihre Briefe zu schreiben begannen, da lebte Ludwig XIV. noch. Seine Macht, sein Reichthum werden gepriesen: „der König von Frankreich ist der mächtigste Fürst Europa's; er be-

sieht keine Goldminen wie der König von Spanien, aber er ist viel reicher wie dieser durch seine Unterthanen. Er verkauft um schweres Geld Stellen, Titel, Ehren und Würden und so kann er denn wie durch ein Wunder seinen Heeren den Sold zahlen und seine Flotten unterhalten. Er ist ein Zauberer und hat Macht über die Gedanken seiner Unterthanen. Hat er im Schatze nur 1 Million und braucht deren 2, so überredet er seine Unterthanen, daß 1 Ducaten 2 werth sei und sie glauben es. Das ist nicht einmal so wunderbar, als wenn derselbe König zugleich seinen Unterthanen vorspiegelt, er könne durch Berührung Krankheiten heilen.“ Diese letztere Art der Zauberei kam noch im neunzehnten Jahrhundert vor. Man hatte die Sitte aus dem Mittelalter auch in die neue Zeit herübergenommen, daß die französischen Könige bei ihrer Krönung zu Rheims durch Handauslegen Kranke heilten und noch Karl X. hat bei seiner Krönung Lahme und Gichtbrüchige geheilt und war überzeugt von der Wunderkraft des bei der Salbung verwendeten Oelfläschchens, welches durch ein Wunder vom Himmel zur Krönung Chlodwigs des Merowingers erschienen, allerdings in der französischen Revolution in tausend Stücke zerbrochen worden war, aber doch bei Karls X. Krönung wieder auftauchte. Solch ein Heiligenschein aus dem Mittelalter vertrug sich schlecht mit dem Charakter des modernen Königthums, und auch Ludwig XIV. mochte er übel anstehen. Aber was die neue Zeit an Wunder und Aberglauben eingebüßt hatte, wurde durch die Wirkung von Etiquette und Ceremoniel, durch festes und förmliches Wesen reichlich ersetzt. Eine Art Gottheit wollte der König sein, ein orientalischer Despot, der sich, wie die Perser schreiben, besonders für die türkische und französische Staatsform begeisterte und die Rolle der Vorsehung in Frankreich spielte. Der König war der Staat, der Hof war Frankreich. Kunst, Wissenschaft, Literatur — Alles diente ihm. Jeder Gelehrte war ein Vasall der Krone, alles geistige Leben sollte zur Magd des Thrones herabsinken. Aber bei dem Auftreten der Perser Montesquieu's war, „der Nimbus dieses Königthums im Verschwinden. Der theatralische Pomp hatte nicht vorgehalten. Der spanische Erbfolgekrieg hatte gezeigt, daß Frankreich ein Koloss war auf thönernen Füßen; die Unfehlbarkeit des Königs ward angezweifelt; ein freudenloses Alter war der Schlußact dieses vielbewegten Lebens; Einsamkeit umgab den König und kalter Egoismus der Höflinge und Schranzen. Wie in einem orientalischen Palaste stand die Intrigue obenan. Usbel schreibt:

„Der König ist umringt von Feinden; sie leben mit ihm am Hofe, in sei-

ner Hauptstadt, in seiner Armee, in seinen Behörden, und dennoch wird er sterben ohne sie als seine Feinde erkannt zu haben. Gewiß, fügt der Perser mit verstellter Naivetät hinzu, will der Himmel ihn für die Milde strafen, welche er gegen seine besiegten offenkundigen Feinde übte. Die Frauen beherrschen ihn ganz und gar. Durch ihre Protection richtet man alles aus: ein Officier erhält einen Posten durch sie; ein Abbé wird mit einem Bisthum belehnt durch sie. Alle die Frauen stehen in so innigem Zusammenhange unter einander, sie bilden unter sich eine Republik, deren Angehörige eine überraschende Thätigkeit entwickeln. Es ist dies ein Staat im Staate. Man klagt darüber, daß in Persien zwei oder drei Frauen so großen Einfluß üben. Hier herrschen sie in allen Dingen, in den größten wie in den kleinsten.“

Von der Verschwendung am Hofe schreibt Usbel: „Die Freigebigkeit des Königs zu Gunsten seiner Höflinge ist unermesslich. Wer ihn aus und auskleidet, wer ihm bei Tische die Serviette reicht, wird viel besser belohnt, als wer für ihn Schlachten gewinnt.“ Es war so. Während die Lustschlösser Marly, Trianon und Versailles mit ihren Armeen von Hofbedienten fürchtbare Summen verschlangen, starb Vauban, der berühmte Ingenieur, der dem Könige unzählige Festungen gebaut, viele Städte eingenommen, in einer langen Reihe von Schlachten mitgekochten hatte, und mit Narben bedeckt war, in Ungnade. Während die „menus plaisirs“ und „dépenses inconnues“ und „présents aux maitresses“ im Budget mit großen Ziffern figurirten, ward für die Aufklärung des Volkes für die allgemeine Wohlfahrt fast nichts gethan. Man lebte am Hofe von dem Schweisse der Untertanen; man sog an dem Marke des Volkes. So wurde König Ludwig XIV. unpopulär. Sein Tod zeigte, wie ferne er dem Volke gestanden. Montesquieu's Perser, welche gerade zur Zeit des Regierungswechsels in Paris waren, schreiben über die Stimmung im Publikum: „Der König ist nicht mehr. Er hat viel von sich zu reden gemacht während seines Lebens. Bei seinem Tode blieb Alles stumm.“ Auch andere Zeitgenossen berichten, daß nicht viele Thränen dem begabten Despoten nachgeweint wurden. Man berichtet sogar von einem Freudentaumel, der hier und da bei der Nachricht seines Todes sich kund gab. Die Menschen berauschten sich bei Gelegenheit der Leichenseier Ludwigs XIV. Man machte Spottverse, wie die folgenden:

Si la France au moment que ta course est finie
Ne pleure point, Louis, ne t'en étonne pas,

Ses yeux baignés de pleurs pendant toute ta vie
Se trouvent épuisés au jour da ton trépas;

oder:

Quelque dur que Louis nous fût,
Son trépas seul le justifie,
Puisqu' à l'exemple du Messie
Il mourut pour notre salut.

Die Franzosen, stets begierig nach Wechsel und Veränderung waren gelangweilt, ermattet. Nun kam eine neue Regierung. Die Zeit der régence trat ein. Die neuen Machthaber, der Regent Orleans und sein Genosse Dubois, waren würdige Vertreter der Sittensäulniß und Gewissenlosigkeit, welche man seit lange am Hofe zu sehen gewöhnt war, aber sie trieben es schlimmer als alle Andern zuvor. Man hatte bei Hofe ein wenig Bewußtsein von der Leichtigkeit, mit welcher man den Staatswagen lenkte. Es ist zu verwundern, daß man in diesen Kreisen die „lettres persanes“ so gut aufnahm, während doch darin Kühne Angriffe auf die Machthaber enthalten waren. Einigermaßen vorsichtig drückten sich die Perser wohl aus, aber sie, denen nichts entging, die über Alles ein Urtheil fällten, mußten auch hier ihren Freimuth beibehalten, wenn sie auch die Dinge nicht geradezu benannten und ihre Sentenzen hier und da etwas verallgemeinerten. Da hieß es u. A.: „Ich weiß nicht wie es kommt, aber so boshaft und schlecht manche Fürsten sind, ihre Minister sind immer noch boshafter und schlechter als sie. Deshalb ist der Ehrgeiz der Fürsten nie so verderblich, als die Niederträchtigkeit ihrer Rathgeber.“ Es ist hier natürlich niemand genannt, aber man hat es leicht zwischen den Zeilen zu lesen, wenn der Text gelesen wird. Ueber die Pflichten und die Stellung eines Ministers werden u. A. folgende Betrachtungen angestellt: „Ein unehrlicher Minister fügt dem Fürsten und dem Volke viel Schaden zu, aber der größte Schaden ist das schlechte Beispiel, welches er giebt. Ich habe in Indien ein ganzes Volk durch das schlechte Beispiel eines Ministers in schlechte Sitten verfallen sehen. Es ist wie eine ansteckende Krankheit; alle Bande der Ordnung waren gelöst, die Rechtsschaffenheit war spurlos verschwunden und Gewinnsucht und Geldgier erhoben ihren Thron.“ Daß hier nicht von Indien, sondern von Frankreich gesprochen wird ist klar, da eben in jener Zeit für das Hazardspiel der Hof den Ton angab und jene zur klassischen Berühmtheit gelangten Finanzversuche Laws gemacht wurden. Dieser Finanzfragen nehmen sich die Per-

fer besonders angelegentlich an und verhöhnen mit Kraft und Bitterkeit die Grundlagen des „Systems“ und die Verirrungen, welcher der Staat sich damals schuldig machte.

Die Perser spotten über die Macht oder Gewalt des Staatscredits, der bisweilen von gewaltiger Kraft ist, bisweilen von einem Windhauch gestürzt werden kann, der aber vor allem von der Macht, dem Wohlstande, der Sittlichkeit und Einsicht des Staats abhängig ist. Der Perser spricht von der Allgewalt des Königs: „Will der König einen Krieg führen und braucht dazu Geld, so hat er nichts weiter zu thun als seinen Unterthanen vorzuspiegeln, daß ein Stück Papier Geld sei und sogleich sind sie ganz fest davon überzeugt.“ Was Montesquieu hier im Scherz seinen Perser erzählen läßt, hatte Law soeben auch, wengleich in einer andern Form, ebenfalls ausgesprochen, wenn er den Satz aufstellte: „Das Geld kann aus Stoffen bestehen, welche an und für sich keinen Werth haben.“ Frankreich ward von Papiergeld und Actien überfluthet. An die Stelle des theuersten Materials für das Geld trat das billigste. Man experimentirte mit der Proportion zwischen dem reellen und imaginairn Werthe, man wechselte die Production mit der Circulation, man escamortirte das edle Metall aus allem Verkehr. Es trat jener bekannte Schwindel und Zauber ein im Papierhandel. Die Regierung und alle Klassen der Gesellschaft wurden in den allgemeinen Strudel hineingerissen. Wer irgend bewegliches, veräußerliches Vermögen hatte nahm Theil an dem allgemeinen Hazardspiel. Das baare Geld übte einen Zauber aus wie noch nie. Man kann denken, mit welchem Interesse die Perser diesen Erscheinungen folgten. Sie schildern den Zustand des Pariser Publikums, die Stimmung in den Cafés, den raschen Wechsel, indem zuerst alle ihr Vermögen in Papier zu verwandeln streben und unmittelbar darnach der Rückschlag erfolgt und der allgemeine Wunsch sich äußert das Papier in Sachgüter, in Waaren, Grundstücke u. dgl. m. umzusetzen. Usbek schreibt, er sei einem reichen Gutsbesitzer begegnet, der sich beklagt, daß er nur Güter und kein baares Geld besitze. Mit dem vierten Theile seines Vermögens, wenn es nur beweglich wäre, meint er viel reicher sein zu können als mit einer Menge liegender Gründe. Wenige Monate später begegnet der Perser einem andern Herrn, der 200,000 Livres in Bankbillets bei sich führt und bei all diesem Reichthum ein Bettler ist. Er wünscht sich ein kleines Stückchen Land, wenn auch noch so klein, um doch wenigstens nicht Hungers zu sterben. Mit großen Massen Papiergeldes in Händen war man

bitterer Noth ausgesetzt, weil die Entwerthung des Papiergeldes reißend schnell vor sich ging. Es ereigneten sich dabei komische Scenen. Der Perser erzählt folgenden Fall: er begegnet einem Herrn, welcher in Verzweiflung ist über die Ehrlosigkeit eines Andern, dem er eine Summe Geldes auf Pfand geliehen hat. Der Werth des Geldes fällt: er erhält die geliehene Summe zurück, statt mit dem Pfande befriedigt zu werden. „Quelle perfidie horrible!“ ruft er aus.

Die vielen Anekdoten über den raschen Glückswechsel, wie Diener zu Herren und Herren zu Dienern wurden, sind bekannt. Es wimmelte in Frankreich von Emporkömmlingen, und wer reich war, wollte auch vornehm und von hoher Geburt sein. Rica sah im Café einen Mann, welcher die Augen zum Himmel erhebend sagte: „Gott segne die Entwürfe unserer Minister: mögen die Actien noch ferner steigen und alle Lakaien in Paris reicher werden als ihre Herren!“ Nach eingezogener Erkundigung erfährt er, daß dieser Mann sehr arm und von Fach ein „généalogiste“ sei. „Er hofft, hieß es, daß sein Geschäft blühen werde, wenn sich immer neue Vermögen bilden. Alle die Reichgewordenen bedürfen seiner um ihren Namen groß zu machen, ihre Vorfahren vom Schmutze zu reinigen und ihre Galawagen mit Wappen zu versehen: er bildet sich ein so viele Adelige zu schaffen als er will und zittert vor Freude über die Ausdehnung seiner Praxis.“

Derselbe Rica schreibt, wie nach dem Tode des letzten Königs die Finanzen in großer Zerrüttung gewesen seien und wie es ein Ausländer (Law) übernommen habe Frankreich zu curiren. „Er meint nun, daß die Cur nach Anwendung sehr starker Mittel angeschlagen und daß er Frankreich dessen früheres Embonpoint zurückgegeben habe, aber es ist nicht gesunde Körperfülle, sondern Aufgedunsenheit. Alle diejenigen, welche vor sechs Monaten reich waren, sind jetzt arm, und diejenigen, welche damals nicht das liebe Brod hatten, versinken in Schätzen und Reichthümern. Nie haben diese Gegensätze einander so nahe berührt. Der Ausländer hat den ganzen Staat um und um gedreht wie ein Trödler den Ärmel eines Rockes umdreht. Was zu oberst war kommt zu unterst, was außen war innen zu stehen. Wie viele ganz neue Vermögen, unglaublich selbst für diejenigen, die sie erworben! Wie viele Diener, welche sich nun von ihren Amtsgenossen bedienen lassen, und morgen vielleicht von ihren ehemaligen Herren! Dabei ereignet sich denn manches Seltsame. Die Lakaien, welche während der vorigen Regierung ihr Glück gemacht haben, preisen heute

ihre vornehme Herkunft; diejenigen, welche ihre Bedientenlivree in einer gewissen Straße (der rue Quincampoix, wo die größten Geschäftslocale für die Agiotage sich befanden) abwarfen, werden von den ersteren ebenso gründlich verachtet, als sie selbst vor kurzer Zeit verachtet wurden. Sie schreien jetzt aus Leibeskräften: der Adel ist ruinirt! welche Unordnung im Staate! welche Verwirrung zwischen den Standesunterschieden. Leute von dunkler Herkunft kommen zu Macht und Ansehen.“

Die Perser haben viel Verkehr mit Gelehrten. Ein Alterthumsforscher schickt dem Perser Rica ein im Staube einer Bibliothek neuaufgefundenes Bruchstück der Erzählung eines alten griechischen Schriftstellers, der folgenden Mythos mittheilt: „In der Nähe der orkadischen Inseln wird ein Wunderkind geboren, dessen Vater Aeolus und dessen Mutter eine Nymphe von Caledonien ist. Mit vier Jahren ist das Kind bereits weise, versteht sich außerordentlich gut auf edle Metalle und lernt von seinem Vater die Kunst die Winde in Schläuche zu fassen und den Reisenden mitzugeben. Zum Mann herangereift, reist der Zauberer nach Bätica, von dessen Gold- und Silberreichthum er viel hat erzählen hören, und sogleich nach seiner Ankunft in jenem Lande beginnt er mit lauter Stimme zu predigen: „Völker von Bätica, ihr glaubt reich zu sein, weil ihr Gold und Silber habt, aber ich bedaure euch wegen eures Irrthums. Glaubt mir: laßt eure eitlen Schätze fahren, gehet ein in das Reich der Einbildungskraft und ich verspreche euch Reichthümer, die euch selbst in Erstaunen setzen werden.“ Und er verkaufte ihnen Wind aus seinen Schläuchen und sie gaben ihm ihr Gold und Silber. Am andern Tage kommt er mit einer neuen Predigt: „Ihr Völker von Bätica, wollt ihr reich sein? Bildet euch ein ich sei reich und ihr desgleichen; setzt euch alle Morgen in den Kopf, daß euer Vermögen während der Nacht sich verdoppelt habe. Habt ihr Gläubiger, so bezahlt sie mit diesen erträumten Schätzen und gebt ihnen den Rath, die Einbildungskraft in demselben Maße zu Hülfe zu rufen, als ihr selbst thatet.“ Und wieder nach einigen Tagen erscheint der Prediger und spricht: „Völker von Bätica, leider sehe ich, daß eure Einbildungskraft nicht mehr so lebhaft ist als in den ersten Tagen; laßt meine Phantastie die eure leiten: alle Morgen werde ich einen Zettel vor euch hinstellen und dieser wird die Quelle eures Reichthums sein: es sind nur wenige Worte, aber diese sind bedeutungsvoll, denn mittelst derselben wird die Mitgift eurer Frauen, die rechtliche Stellung eurer Kinder, die Zahl eurer Diener geregelt werden. Mein Anschlagzettel wird über

die Pracht eurer Equipagen, über die Fülle eurer Mahlzeiten, über die Zahl und Einkünfte eurer Geliebten entscheiden.“ Wenige Tage später kommt der Zauberer athemlos herbeigestürzt und schreit: „Völker von Bätica, ich habe euch gerathen, eure Einbildungskraft zu Hülfe zu rufen, und ich sehe jetzt, daß ihr es nicht gethan habt; jetzt befehle ich euch es zu thun. Es sind unter euch Leute, welche so schlecht sind, daß sie ihr Gold und Silber nicht herausgeben wollen. Das Silber das mag noch hingehen, aber das Gold das Gold! — das bringt mich außer Fassung. Ich schwöre bei meinen heiligen Windschläuchen, daß ich diejenigen strenge bestrafen werde, welche mir ihr Gold nicht bringen. Auch habe ich gehört, daß ihr einen Theil eurer Schätze ins Ausland geschickt habt. Ich bitte euch, laßt sie kommen; ihr werdet mir damit ein großes Vergnügen machen und ich werde euch ewig dafür dankbar sein. Und dann noch eine kleine Bitte: ich weiß, daß ihr Edelsteine besitzt; im Namen Jupiters flehe ich euch an, befreit euch von ihnen; nichts macht euch so arm als solche Dinge; ich sage euch befreit euch davon. Ich werde euch ausgezeichnete Geschäftsleute empfehlen, welche euch dabei helfen werden. Welch' unermessliche Reichthümer werden bei euch umlaufen, wenn ihr thut, was ich euch sage. Ich verspreche euch auch das Schönste was ich in meinen Schläuchen habe.“ Nach Vollziehung aller dieser Anordnungen folgt die Zumuthung: „Völker von Bätica, ich habe eure gegenwärtige glückliche Lage mit dem Zustande verglichen, in welchem ich euch antraf: jetzt seid ihr das reichste Volk der Erde; aber noch Eines fehlt zur Vollkommenheit eures Glückes: ich muß euch die Hälfte eurer Güter, eures Eigenthums abnehmen“ u. s. w.

Man sieht in allen diesen angeblich hellenischen, handschriftlich gefundenen Mythen ist die Law'sche Krisis in ihren Hauptphasen mitgetheilt, die Ueberfluthung mit Papiergeld, die strengen Verbote Gold und Silber auszuführen und zuletzt auch die Verbote edle Metalle zu besitzen. Man denke sich das Aussehen, welches so feste Angriffe auf das „System“ machten, und die Genugthuung, welche für die über Law, Dubois und den Regenten entrüstete Gesellschaft in solchen Sticheleien liegen mußte. Selten ist später in Verfassungsstaaten eine Regierung so ernst und nachdrücklich angeklagt, wie dies im Anfange des vorigen Jahrhunderts in der absoluten Monarchie Frankreichs durch Montesquieu geschah, der in einem der letzten Perserbriefe seinen Usbek folgende Betrachtungen anstellen läßt.

„Ich habe lange Zeit in Indien gelebt. Dort sah ich ein Volk,

welches von Natur großmüthig war, in einem Augenblick verwandelt werden durch das schlechte Beispiel eines Ministers; alle wurden verdorben, von dem letzten Unterthan bis zum größten Magnaten; dieses Volk, dessen Edelstinn, Rechtschaffenheit, Unschuld und Treue stets zum Muster gedient hatten, wurde plötzlich ganz verderbt und das schlechteste aller Völker. Das Uebel griff reißend schnell um sich und verschonte selbst die gesunden Glieder des Staatskörpers nicht; selbst die tugendhaftesten Männer verübten Unredlichkeiten und verletzten bei verschiedenen Gelegenheiten die Grundbegriffe des Rechts unter dem Vorwande, daß auch ihr Recht verletzt worden sei. Die verdammungswürdigsten Gesetze mußten die niederträchtigsten Handlungen beschönigen, Unrecht und Treulofigkeit galten für nothwendige Uebel. Verträge wurden nicht geachtet, die heiligsten Verbindlichkeiten gelöst, alle Gesetze der Familie mit Füßen getreten. Goldgierige Schuldner stellten sich als bezahlten sie ihre Schuld und thaten es gleichwohl nicht und vernichteten so den Wohlstand ihrer edlen Gläubiger. Andere, noch schlechtere, kauften sich für gar kein Geld alles Mögliche; nahmen Wittwen und Waisen deren Habseligkeiten fort und gaben ihnen Eichenblätter, welche sie aufgefesen hatten. Alle waren plötzlich von Geldgier erfüllt; alle bildeten eine Verschwörung, deren Zweck Reichthum zu erwerben war; Reichthum zu erwerben nicht durch ehrliche Arbeit oder industrielle Thätigkeit, sondern durch den Ruin des Fürsten, des Staates und der Mitbürger. Einer legt sich Abends mit Genugthuung zu Bette: er hat heute eine Familie um alle ihre Habe gebracht und wird morgen eine andere Familie an den Bettelstab bringen. Ein Anderer freut sich seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht zu haben: durch Bezahlung seiner Schulden hat er eine ganze Familie zur Verzweiflung gebracht, die Wittgilt zweier Mädchen vernichtet, die für die Erziehung eines Knaben bestimmten Gelder verschwinden gemacht, der Vater dieser Kinder stirbt vor Schmerz darüber, die Mutter kommt vor Gram um; aber alles dieses ist durch das Gesetz erlaubt. — Wie viel größer ist das Verbrechen eines Ministers, der so die Sitten eines Volkes vergiftet, die edelsten Menschen zu Verbrechern macht, die Jugend verdunkelt, den Glanz der Würde trübt und selbst die Höchstgeborenen der allgemeinen Verachtung preisgiebt? Was wird die Nachwelt sagen, wenn sie sehen wird, daß sie über die Schande ihrer Voreltern erröthen muß? Was wird der junge Nachwuchs von heute sagen, wenn er das Eisen seiner Ahnen mit dem Golde seiner Eltern vergleichen wird? Ich zweifle nicht, daß die wahr-

haft Edlen jeden Adel, der sie entehrt, von sich werfen werden und daß der jetzigen Generation das furchtbare Nichts, in welches sie sich gestürzt hat, allein vorbehalten bleiben werde.“

Es ist ein charakteristischer Zug der Perser, daß bei ihnen Scherz und Ernst so oft wechselt. In dieser letzten drastischen Schilderung ist Ernst genug und nur etwa die Namensverwechslung Indiens mit Frankreich hat etwas Scherzhafes. Aber auch für die Blödsinnigsten war es verständlich, wer mit so kecken Ausfällen gemeint war. Auf diesem Wege mußte man zu der Einsicht kommen, welche Bedeutung die Ministerverantwortlichkeit habe. Spielend vernichtete Montesquieu die Idee, daß Fürsten und Minister keine Rechenschaft abzulegen hätten vor ihrem Volke und der Nachwelt für ihr Thun und Treiben. Nur daß er die Betrachtungen in eine fast burleske Form kleidete. Unter der Maske eines leichtfertigen Romanschriftstellers zeigte er die großen Wahrheiten des Staatslebens; mit der Signatur einer Reihe frivoler Liebesgeschichten schmuggelte er wenigstens Bruchstücke der Theorie vom Verfassungsstaate nach Frankreich hinein. Eben sowohl der haut-gout seiner skandalösen Harems-scenen als auch die logische Schärfe seiner publicistischen Argumentation mußte ihm eine Fluth von Lesern verschaffen. „Faites-nous des lettres persanes“ pflegten in jenen Zeiten die Buchhändler und Verleger den Schriftstellern zu sagen.

So waren die Anfänge eines Publicisten, dessen Geisteswerke in der Geschichte der französischen Revolution eine Rolle spielen und der je länger je mehr ernst und eindringlich zu seinen Zeitgenossen redete und aus einem Romanschreiber zum berühmtesten Theoretiker des modernen Staatsrechts wurde. Dreizehn Jahre nach den „lettres persanes“ erschienen die „Considérations sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains,“ wo ebenfalls Vieles über Rom Ausgesprochene Frankreich treffen sollte und wo jede Gelegenheit benutzt ist aus einzelnen Thatsachen allgemeine Wahrheiten für das politische und sociale Leben zu abstrahiren. So viele epigrammatisch-zugespitzte Sentenzen aus diesen Schriften wurden Eigenthum der geistig angeregten Kreise Frankreichs und galten für Orakelsprüche. Als endlich auch in dem „Esprit des lois“ ein allgemeines lesbares, tief sinniges Werk erschien, welches die wichtigsten Fragen in derselben zugänglichen Weise nur mit größerem Ernst und größerer Tiefe behandelte, da wurden die politischen und socialen Zustände, die Frage von der Reform Frankreichs, die Grundsätze der Codification, der Polizei 2c.

Gegenstand des allgemeinen Gespräches in den Pariser Salons. Ein Zeitgenosse ruft verwundert aus: „Die Politik ist eine Sache der Philosophie geworden!“ Und nicht bloß die Politik, sondern wissenschaftliche Geographie, Nationalökonomie und Statistik waren in ihren Anfängen bereits in den Schriften Montesquieu's enthalten. — Wissenschaften, deren weiterer Ausbau späteren Jahrzehnten angehört.

Montesquieu begann mit Angriffen auf das Bestehende, um dann erst den Weg zu zeigen, wie man zu besseren Zuständen gelangen könne. Zuerst mußte tabula rasa gemacht werden, die Unerträglichkeit der Gegenwart veranschaulicht werden. Aber um zu einer Umwandlung Frankreichs zu schreiten, bedurfte man noch einer genaueren Vorstellung von dem Ideale, welchem man zuzustreben habe. Montesquieu's literarische Wirksamkeit beginnt mit einem revolutionairen Manifest gegen das Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts, sie schloß mit einem Gutachten über die Zukunft. Er straste nicht bloß, er zeigte den Weg zur Besserung. Er negirte nicht bloß, er legte mit Hand an beim Neubau. Es war ihm erspart zu sehen, wie nachmals, als alle Schäden Frankreichs bloßlagen, als man genau das Ziel kannte, welchem man zusteuern wollte, die sittlichen Mächte nicht ausreichten Frankreich zu verwandeln, zu heilen. Wenn später aus dem allgemeinen Schiffbruche der französischen Revolution manche Wahrheit gerettet wurde, um bei politischen und socialen Reformen mitzuwirken, so hat Montesquieu einen Theil an dem Verdienst, solche Wahrheiten der Mit- und Nachwelt vergegenwärtigt zu haben, und in diesem Entwicklungsproceß finden denn auch die „lettres persanes“ ihre Stelle.

Bemerkungen zu dem Aufsatz: „die rechtgläubige Kirche in Livland.“

Fides autem suadenda est, non imperanda.
Lactantius.

Uls wir im Junihest unserer Zeitschrift eine Uebersetzung des in mehrerer Hinsicht merkwürdigen Artikels aus der „rechtgläubigen Revue“ mittheilten, erlaubten wir uns zugleich die Bitte um Zusendung eventueller Berichtigungen auszusprechen. Wir bezogen diese Aufforderung vorzugsweise auf das persönlich-anekdotenhafte Element, womit jener Artikel so reichlich ausgestattet war; denn zur allgemeinen Kennzeichnung der Motive, Quellen und Ergebnisse dieser „rechtgläubigen“ Darstellung glaubten wir schon durch einige derselben unmittelbar angehängte Bemerkungen wenigstens das Nöthigste gethan zu haben. Indem uns nun in der That verschiedene Berichtigungen der gewünschten Art zugekommen sind, ermangeln wir nicht dieselben hiemit der Deffentlichkeit zu übergeben. Könnten sie dazu dienen, künftigen Scribenten über dasselbe Thema das Gewissen zu schärfen, so daß sie sich in Bezug auf die erzählten Thatsachen einer strengeren Wahrheitsliebe befleißigten, so würden wir uns zu diesem Erfolge natürlich Glück wünschen dürfen. Wenn aber nicht — nun, so wird es immerhin für uns selbst gut sein, genau zu wissen, was wir von den Waffen zu halten haben, die gegen uns zur Anwendung kommen.

I. Von Herrn Propst Kupffer in Marienburg.

Der Verfasser des in der Balt. Monatschr. übersetzten Artikels über die „rechtgläubige Kirche in Livland“ erzählt unter Anderem (p. 485) von einem Pastor, der noch dazu bald darnach Propst wurde, wie er von der Kanzel herab die Rechtgläubigkeit eine Hundereigion genannt habe. „Hierüber kam es zu einer gerichtlichen Untersuchung, und, wie man mir sagte, sollen die Zeugen ausgesagt haben, daß der Pastor in der That die rechtgläubige Lehre so genannt habe; durch Allerhöchsten Gnadenact, wenn ich nicht irre, wurde diese Sache niedergeschlagen.“

Die Redaction der Balt. Monatschr. hat dieser, allerdings sehr entstellten Geschichte eine irrthümliche Beziehung gegeben *); sie betrifft ohne Zweifel mich, und ich halte es daher nicht für überflüssig den wahren Sachverhalt hier mitzutheilen.

In der Marienburgischen Gemeinde mehrten sich im Jahr 1854 die gemischten Ehen. Andernseits äußerte sich um dieselbe Zeit, besonders bei Gelegenheit einer gewissen Auswanderungsagitation, ein so sehr auf die materiellen Vortheile gerichteter und die geistlichen Güter unterschätzender Sinn, daß ich darüber nicht schweigen zu dürfen glaubte. Ich beschloß also über die beiden erwähnten Punkte zu der Gemeinde zu reden, und that es eines Sonntags, im Frühjahr 1854, nach beendeter Predigt. Gegen Abend kam der Tischler Silking zu mir und erzählte, der „russische“ Ortsgeistliche habe seinen Schulmeister in das Liandensche Gebiet gesendet, um Leute zu suchen, die bezeugen sollten, daß ich von der Kanzel gesagt habe: „der russische Glaube ist ein Hundeglaube.“

Ich dankte dem Tischler für seine Mittheilung, und da ich mit dem Anklagestand schon durch frühere Vorfälle vertraut war, so unterließ ich nicht meine Rede sofort wörtlich aufzuschreiben. Ich theilte sie im Auszuge hier mit.

„In diesem Kirchspiele kommen jetzt viele gemischte Ehen vor — welches wird der Erfolg sein, wenn es so fortgeht? — Dieses unser Gotteshaus, das so reich an Kindern ist, wird in Zukunft verlassen sein und keine Kinder mehr haben. Eure Kinder und Kindes-Kinder werden einem andern Gotteshause angehören, das ihr nicht kennt. Aber woher kommt

*) Nämlich auf die Kirchhofspredigt in Feheln, s. Juniheft p. 485 und p. 519. Wir haben uns allerdings geirrt und danken dem Herrn Propst Kupffer für die Zurechtstellung. Es ist aber gewissermaßen ein glücklicher Irrthum gewesen. Da derselbe den Bericht über die „Landgerichtssitzung in Feheln“ zu seiner Folge hatte. D. Red.

es, daß so viele gemischte Ehen zu Stande kommen? Es kommt daher, daß ihr gegen den Glauben überhaupt gleichgültig geworden seid. Die Welt und das Irdische ist euer Gott geworden, den ihr über Alles liebt und dem ihr nachtrachtet. Ja Viele sind sogar so weit gekommen, daß sie mir gesagt haben: Mag auch ein Hundeglaube kommen, wenn er uns nur Vortheil bringt. — Ist das nicht entsetzlich, daß euch der Glaube an Gott so wenig und das Irdische so viel gilt! Gottes Wort sagt, daß der Mensch nicht allein von Brod lebe 2c.“

Von der griechisch-orthodoxen Kirche war gar nicht die Rede gewesen und eine Schmähung der „rechtgläubigen“ Lehre nicht im geringsten beabsichtigt. — Im October desselben Jahres 1854 gerade da ich mit dem Confrmanden-Unterrichte beschäftigt war, kam eines Morgens der Verwalter T. zu mir und erzählte mir, daß ein von dem General-Gouverneur gesandter Beamte in Marienburg angekommen sei, um über eine Klage, die der rechtgläubige Geistliche über mich angebracht, Untersuchungen anzustellen. Ich trug dem Verwalter auf, den Beamten zu bitten, mich zu besuchen, damit ich den Gegenstand der Klage erfahre. Der Beamte kam — es war Herr Ratschinski — und erzählte mir, daß der rechtgläubige Geistliche ein von 17, theils rechtgläubigen, theils lutherischen Bauern unterschriebenes Protokoll dem Erzbischof in Riga zugesendet habe, worin die eidliche Aussage dieser 17 Zeugen verzeichnet sei, daß ich den griechischen Glauben einen Hundeglauben genannt habe. Dieses Protokoll sei von dem Erzbischof dem General-Gouverneur übergeben und meine Bestrafung verlangt worden, und er, Herr Ratschinski, sei von dem Fürsten Suworow geschickt worden — über die Anklage Erkundigungen einzuziehen. Ich gab ihm meine geschriebene Rede und er ging zum Verhör der bestellten 17 Zeugen und anderer glaubwürdigen Personen, die an jenem Sonntage in der Kirche gewesen waren. Diese Letzteren waren der Oekonomie-Inspector B. aus M., der Schulmeister K. aus M. und alle Glieder des örtlichen Gemeindegewerks. Keiner von den Befragten hatte die mir angeschuldigten Worte gehört; sie machten vielmehr Aussagen, die mit meiner niedergeschriebenen Rede so gut übereinstimmten, als es sein konnte, da fast ein halbes Jahr dazwischen lag. Auch die Zeugen der Gegenpartei leugneten die angeschuldigten Worte von mir gehört und mit ihrer Unterschrift bezeugt zu haben. Nur einer derselben, ein Bauer vom Gute Fianden mit Namen P., behauptete, daß die Anklage wahr sei. Als es sich aber ergab, daß dieser Zeuge P. an dem betreffenden

Sonntage gar nicht in der Kirche gewesen war, so wurde er entfernt und seine Aussage nicht aufgenommen. Den Bericht des Herrn Ratschinski habe ich freilich nicht gelesen, ihn selbst auch nach dem Verhöre nicht mehr gesprochen; so viel aber ist gewiß, daß die Anklage vollständig aufgegeben worden ist, da ich von keiner Behörde in dieser Sache weiter belangt wurde. Eines „Allerböchsten Gnadenactes“ hat es für mich nicht bedurft; der Gerechtigkeit des Fürsten Suworow verdanke ich die rasche Befreiung von dieser falschen Anklage. — Der rechtgläubige Geistliche blieb in seinem Amte.

II. Von Herrn Pastor Masing zu Neuhausen.

Wenn man dem Verf. des Aufsatzes in der „rechtgl. Revue“ gesagt hat, daß in den vierziger Jahren „allzu eifrige Aspiranten der Rechtgläubigkeit“ auf mehrere Jahre ins Gefängniß gesperrt worden seien (Balt. Monatschr. Juniheft p. 477), so hätte er sich doch wol — falls es ihm um Wahrheit zu thun war — leicht über die diesem Mythos zu Grunde liegenden Thatsachen belehren können. Sie werden alle etwa von folgender Art gewesen sein.

Bei der im Jahre 1841 anhebenden, noch nicht kirchlich gewordenen Bewegung unter dem hiesigen Landvolke that sich im Neuhausenschen Kirchspiele besonders ein gewisser Jaan Espe aus dem Schloß-Neuhausenschen Dorfe Fürst hervor. Durch Verbreitung von allerlei unglaublichen Gerüchten über ein in Polen liegendes „warmes Land“ (lämmi ma), auch „leeres Land“ (tähti ma) genannt, welches, wie gesagt wurde, von der Regierung für die auswandernden livländischen Bauern bestimmt sei, brachte er das hiesige Landvolk dermaßen in Bewegung, daß sie aus der ganzen Umgegend nach Fürst pilgerten um sich in der Auswanderungsliste verzeichnen zu lassen. Diese Liste sollte bei dem Rigaschen „rechtgläubigen“ Bischof, welcher von den Leuten als Auswanderungs-Agent angesehen wurde, eingereicht werden, zu welchem Zwecke Jaan Espe, von den Auswanderungslustigen mit Reisegeld versehen, wiederholentlich Reisen nach Riga machte. Das Ordnungsgericht sah sich durch diese Bewegung veranlaßt, den Jaan Espe als Verbreiter lügenhafter Gerüchte und als Unruhstifter zur Verantwortung zu ziehen, und sandte schließlich, als Citationen durch das Gemeindegerecht sich als erfolglos erwiesen hatten, den Landboten Horn mit einer Militär-Escorte ab, um den Jaan Espe aufzuheben und nach Berro zu schaffen. Diese Maßregel erwies sich als durchaus nothwendig, denn die Bewohner des Dorfes Fürst, Männer und Weiber, leisteten dem

Landboten thätlichen Widerstand und suchten den Jaan Espe, als er bereits ergriffen war, zu befreien. Nachdem er darauf einige Zeit in Werro und Riga gefangen gesessen hatte, wurde er in seine Heimat entlassen. Ob er außer der Haft für seine Wühlereien eine Strafe erhalten hat, ist hier nicht bekannt geworden. Beim Beginne der Conversionsepisode im Jahre 1845 gehörte er zu den ersten, welche zur griechischen Kirche übertraten. Ob er schon 1841 ein „Aspirant der Rechtgläubigkeit“ gewesen, mag dem Verfasser bekannt sein, die Behörde hat jedenfalls nur seine politischen Wühlereien im Auge gehabt, wenn sie ihn zur Verantwortung zog.

Daß die vom Kaiser angeordnete Frist von 6 Monaten zwischen der Anmeldung zum Uebertritt und dem Uebertritt selbst dazu bestimmt war, den zum Uebertritt sich Meldenden Zeit zu lassen, „um alles wohl zu bedenken und noch vor dem Uebertritt sich mit der rechtgläubigen Lehre bekannt zu machen“ (p. 478), wird wohl Niemand bezweifeln, daß aber der Unterricht weder gesucht, noch geboten worden ist, noch auch geboten werden konnte, ist eine Thatsache, die nicht bestritten werden kann. Außer den wenigen Esten und Letten, Kolon, Ballohd zc., welche als „rechtgläubige“ Priester angestellt wurden, war in den ersten Jahren der Conversion wol kaum ein russischer Geistlicher der Sprachen unserer Nationalen mächtig. Wenn sie auch die Amtshandlungen nothdürftig nach den gedruckten Formularen verrichteten, so mußten sie doch sonst durch Dolmetscher mit den Nationalen verkehren, wie ich selbst es in der orthod. griechischen Kirche zu Werro im Jahre 1845 zu hören und zu sehen Gelegenheit hatte. Ein Werroscher Kaufmann Horn, welcher russischer Kirchenvorsteher war, hielt daselbst den „Aspiranten der Rechtgläubigkeit“, welche gleich darauf gestirmt wurden, folgenden Vortrag über den Ursprung der Religionen: „Alle übrigen Religionen stammen von Menschen her, die jüdische von Moses, die lutherische von Luther, die russische Religion aber ist von Gott selbst gestiftet.“ Nachdem die Leute darauf noch einige Anweisungen

*) Welche eigenthümlichen Argumente zum Behufe der Conversion auch sonst in den vierziger Jahren verwendet wurden, davon lohnt es noch die folgenden Beispiele zu erzählen. — Der Schloß-Neuhausensche Bauer Johann Prants aus dem Dorfe Bertli, einer der ersten aus dem Neuhausenschen Kirchspiele zur „Rechtgläubigkeit“ Uebergetretenen, ein für die Ueberführung der hiesigen Nationalen zur griechischen Kirche sehr thätiger Mann, hielt es für zweckdienlich, den Uebertritt der Bauern als Erfüllung einer Weissagung des Propheten Daniel darzustellen und legte seinen Homilien unter andern Dan. 12, 1 zu Grunde: „Zu derselbigen Zeit wird der große Fürst Michael, der für sein Volk steht, sich aufmachen. Denn es wird eine solche trübselige Zeit sein, als sie nicht gewesen ist, seit daß

erhalten hatten, wie sie sich verbeugen und bekreuzen sollten, wurde der Firmelungsact vollzogen. Das Aussehen und die ganze Haltung der Leute bewies übrigens, daß sie ihren kleinen Lutherschen Katechismus abgethan hatten, denn der lutherische Efte hält, wenn er zum Abendmahl geht, strenge die Worte Luthers „Fasten und leiblich sich bereiten ist wohl eine seine äußerliche Zucht zc.“ und unterläßt es daher nie sich zum Abendmahl leiblich zu bereiten, d. h. in die Badstube zu gehen, um sich vom Staub und Schmutz seiner Arbeit zu reinigen und reine Wäsche anzuziehen. Die Eften aber, welche ich habe firmeln sehen, schienen keine Ahnung davon zu haben, daß sie es hier mit einer, nach der Anschauung ihrer neuen Kirche dem Abendmahl an Würde gleichen Handlung, einem Sacrament, zu thun hätten, denn ihr Aeußeres war unsauber und unordentlich. Sie machten eben den Eindruck von Abgefallenen, und nicht von Befehrten.

Die Behauptung, daß das „Lutherthum als eine Religion, die mehr den Verstand als das Herz nähre“ (p. 478), dem Eften und Letten nicht zusage und deßhalb die Bauern sich zur griechischen Kirche hingezogen gefühlt hätten, wird durch die Praxis der „rechtgläubigen“ Geistlichen hier zu Lande widerlegt, denn es kommt sehr häufig vor, daß beim Abendmahl lutherische Lieder gesungen und die in den „rechtgläubigen“ Schulhäusern vorkommenden Andachtsstunden nach lutherischem Muster gehalten werden, indem die lutherische Postille und das lutherische Gesangbuch dabei benützt wird. Ich selbst bin von dem „rechtgläubigen“ Schulmeister des im Neuhauseischen Kirchspiele belegenen Gutes Braunsberg (Namens Ado Ticker) mit der Bitte um eine estnische Postille angegangen worden. Auf meine Einwendung, daß er als griechisch-orthodoxer Schulmeister doch kein lutherisches Predigtbuch in Andachtsstunden für Glieder der griechischen Kirche benutzen könne, erwiederte er mir, der Geistliche selbst habe ihn an mich gewiesen und übrigens existire ja auch kein Unterschied zwischen beiden

Leute gewesen sind, bis auf dieselbige Zeit. Zu derselbigen Zeit wird dein Volk errettet werden, alle, die im Buch geschrieben stehen.“ Der „große Fürst Michael“ wurde auf den Großfürsten Michael Pawlowitsch, den Johann Prants als Schuhhern der Convertiten darstellte, und das Buch, von dem der Prophet redet, auf das Buch des russischen Geistlichen, in welchem die „Aspiranten der Rechtgläubigkeit“ notirt wurden, bezogen. Dieser colossalen Schriftauslegung steht folgende Auslassung würdig zur Seite. Bei Vorweisung eines russischen Kirchenbrods sagte Johann Prants zu seinen Zuhörern: „Wie dieses Brod größer ist, als das Brod, welches in der lutherischen Kirche gereicht wird, so ist auch die Gnade, welche die russische Kirche gewährt, größer, als die, welche die lutherische Kirche euch bietet.“

Confessionen. Der Unterschied war ihm freilich nicht bekannt, denn er, der doch von Amtes wegen die „rechtgläubigen“ Kinder über den Unterschied der Confessionen zu belehren hatte, damit sie sich nicht der an den Lutheranern gerügten Unkenntniß der Unterscheidungslehren schuldig machten, mußte von mir erfahren, daß die griechische Kirche 7 Sacramente zähle, und als er noch zweifelte, diese sich von mir nennen lassen.

Es wird ferner auch ganz allgemein von unsern Bauern bezeugt, daß die „rechtgläubigen“ Schulmeister, die ebenso wie die lutherischen wegen der großen Ausdehnung der Kirchspiele häufig Nothtaufen zu verrichten haben, diese fast ausnahmslos nicht nach griechischem Ritus, sondern nach dem im Anhange zu unserem Gesangbuche abgedruckten lutherischen Formulare, nach Sitte der abendländischen Kirche, d. h. mit Benetzung des Hauptes vollziehen.

Endlich accomodiren sich die hiesigen „rechtgläubigen“ Geistlichen, wenn vielleicht auch nicht immer, so doch sehr häufig darin den Gebräuchen der lutherischen Kirche, daß sie Confirmationsunterricht und Brantlehre mit Katechismusexamen halten, wobei ohne Zweifel nicht selten der lutherische Katechismus zu Grunde gelegt werden muß, weil die ältere Generation der hiesigen Convertiten den griechischen Katechismus nicht kennt.

Wenn man mit diesen Thatsachen die Aussage mancher vom lutherischen Glauben Abgefallenen zusammenhält, daß man ihnen zur Zeit der Religionswirren ins Ohr geraunt habe, die Annahme der „Rechtgläubigkeit“ sei kein Confessionswechsel, sondern nur eine Aenderung des Namens, denn es werde Alles beim Alten bleiben, sie würden die ihnen lieb gewordene Form des Gottesdienstes behalten und von ihren bisherigen Kirchen werde nur der Hahn und aus denselben nur die Orgel verschwinden, so scheinen solche Aussagen mehr als leere Ausflüchte zu sein. Die oben angeführten, wohl begründeten Thatsachen wenigstens deuten darauf hin, daß die hiesigen „rechtgläubigen“ Geistlichen ein größeres Interesse haben, den Unterschied der beiden Confessionen zu verdecken als aufzudecken.

Was die Fürbitten anlangt, die von lutherischen Bauern mitunter, namentlich für „krankes Vieh“ beim rechtgläubigen Geistlichen bestellt werden sollen, so ist das Vorkommen solcher Bestellungen nicht zu bezweifeln, denn es findet sich bei unserem Landvolke freilich noch die abergläubische Vorstellung, daß das Gebet als opus operatum wirke, und zugleich die Einsicht, daß krankes Vieh vom lutherischen Prediger nicht in Fürbitte genommen werden möchte. Neben der Thatsache, daß die obigen Fürbitten

beim griechischen Geistlichen begehrt werden, steht aber die, daß von „Rechtgläubigen“ Fürbitten für kranke Menschen bei lutherischen Predigern erbeten werden. In meinem Kirchspiele ist mir mehr, als einmal diese Bitte vorgekommen und vor 7 Jahren ein merkwürdiger Fall der Art aus dem Böloweschen Kirchspiele. Bei einer Vicebedienung in Werro wurde ich von einem, im Böloweschen Kirchspiele und Werrohoffschen Gebiete lebenden lutherischen Bauerweibe aus dem Dorfe Kápá gebeten ihr krankes Kind in Fürbitte zu nehmen und später um etwas Wein aus dem Abendmahlskelche. Als ich ihr dieses letztere abschlug und meine Gründe für die Weigerung angab, erwiderte sie mir, der Propst habe es doch gethan, was ich für eine Unwahrheit erklärte. Als ich bald darauf mit dem Böloweschen Pastor über diesen Fall sprach, theilte er mir mit, daß dieses Weib, um ihrem Kinde den Genuß von Abendmahlswein zu verschaffen, dasselbe hatte firmeln lassen und daß der Propst, auf den sie sich berufen, der „rechtgläubige“ Propst gewesen sei. Da sie nun aber nach der Firmelung ihres Kindes sich an mich wandte, so bewies sie damit doch, daß sie die Fürbitte der lutherischen Kirche für mindestens ebenso kräftig wie die der griechischen Kirche und den in unserer Kirche gesegneten Kelch für ebenso wirksam hielt wie den der „rechtgläubigen.“

Man hört nicht selten von Esten aussprechen, der „russische Glaube“ sei ein „starker Glaube“ (kange usf); fragt man aber darnach, worin seine Stärke bestehe, so erhält man gewöhnlich die Antwort, daß die Russen stark oder streng fasten (kangešte paastwa) und zweitens, daß der Rücktritt aus der griechischen Kirche verboten sei. Die Convertiten aber selbst sagen: „meist ei sa se usf mitte petur“ (wir vermögen diesen Glauben nicht zu halten) und bezeugen damit, daß die Esten nicht zur „Rechtgläubigkeit“ prädestinirt seien, weil die Gebräuche derselben für sie nicht so anziehend sind, daß sie um derselben willen einige Unbequemlichkeiten zu ertragen bereit wären. Was anders, als die eigene Unlust, kann den „rechtgläubigen“ Esten hindern, zu fasten? Daß in den hiesigen localen und socialen Verhältnissen mitunter Schwierigkeiten obwalten können, die den Einzelnen hindern, die russischen Heiligentage zu feiern, möchte zugegeben werden können, ohne daß wir uns damit schon des Rechtes begeben zu fragen, was denn die „rechtgläubigen“ Esten da, wo sie, wie das in einzelnen Gutsgegenden vorkommt, die Mehrzahl bilden, hindert, ihren religiösen Pflichten nachzukommen.

Was das Entzücken anlangt, welches ein Letzte über den hohenprie-

sterlichen Cultus geäußert haben soll (p. 480), so ist kein Grund vorhanden, daran zu zweifeln, daß eine solche Aeußerung vorgekommen ist, hatte doch einmal ein Convertit einem Gutsbesitzer erzählt, daß die Engel in der Berroschen Kirche gesungen hätten. Man muß sich nur nicht verleiten lassen, für baare Münze zu nehmen, wenn der Letzte oder Erste entzückt zu sein vorgiebt. Wer ist denn überhaupt mit unseren Nationalen in nähere Berührung gekommen, ohne zu erfahren, daß sie eine Sucht haben, sich bei höher Gestellten durch Schmeicheleien zu insinuiren? Jeder junge Prediger, der unser Landvolk noch nicht genau kennt, kann hiedurch versucht werden, sich auch bei mittelmäßigen Leistungen für ein großes Licht zu halten. Nur anhaltend guter Kirchenbesuch kann für einen untrüglichen Beweis des Wohlgefallens am Gottesdienste gelten. Daß aber die lutherischen Kirchen nicht bloß wegen ihrer größeren Gemeinden, sondern auch verhältnißmäßig besser besucht werden als die griechischen hier zu Lande, ist wohl eine Thatsache, welche auch die griechische Geistlichkeit nicht wird in Abrede stellen können. Zwei Dinge sind's vornehmlich, die unsere Nationalen bei einem Gottesdienst, der ihnen gefallen soll, suchen: ein kräftiger, frischer Gemeindegesang und eine frei vorgetragene (nicht gelesene) Predigt. Unsere Landgemeinden, die einen großen Theil ihres Liederschazes im Kopf haben und gewöhnt sind, auch die liturgischen Gebete, ja sogar den Segen mitzustimmen, werden sich nie von einer Gottesdienstweise angezogen fühlen, die sie zur Passivität verurtheilt, zumal von dem wahrhaft schönen Chorgesang, den man in den Kathedralen der Hauptstädte hören kann, in der „rechtgläubigen“ Kirche hier zu Lande nicht die leiseste Spur zu finden ist, während unsere einfachen Kirchenmelodien in den livländischen Landkirchen fast ausnahmslos gut gesungen werden.

Die Behauptung, daß in den Gränzgebieten die Bekanntschaft mit der orthodoxen Lehre und die Anschauung des Lebens der rechtgläubigen Gränz-nachbarn viele Lutheraner zum Uebertritt veranlaßt habe (p. 480), ist rein aus der Luft gegriffen, denn im Neuhausenschen Kirchspiele sind die Uebertritte in den, von der russischen Gränze entferntesten Theilen am zahlreichsten gewesen. Das im hiesigen Kirchspiele liegende Waldeck'sche (alias Drrawasche) Gebiet zählt nach der Umschreibung von 1864 909 männliche und 1027 weibliche Seelen; von diesen sind 886 männliche und 1001 weibliche Seelen lutherischer und 23 männliche und 26 weibliche Seelen griechischer Confession, und zwar sind diese „rechtgläubigen“ Seelen meist lange vor dem Abfall eingewanderte Nationalrussen, denn in den verhäng-

nißvollen Jahren des Uebertritts sind nur 2 männliche Individuen aus dem eben genannten Gebiet zur griechischen Kirche übergetreten, und in späterer Zeit nur noch ein paar Frauenzimmer. Das Waldeck'sche Gebiet liegt aber seiner ganzen Länge nach an der Pleskau'schen Gränze und einige Dörfer nur 5 Werst von Petschory entfernt, welches bekanntlich ein „wunderthätiges Muttergottesbild“ hat und ein berühmter Wallfahrtsort ist. Das Schloß-Neuhausensche Gebiet, das nach der letzten Umschreibung bei einer Gesamtbevölkerung von 1193 männlichen und 1312 weiblichen Seelen 195 männliche und 75 weibliche Revisionsseelen griechischer Confession zählt (die in den letzten Jahren durch Geburten Hinzugekommenen und die in derselben Zeit Verstorbenen haben natürlich nicht bei der Zählung berücksichtigt werden können), hat im hiesigen Kirchspiele das größte Contingent zur griechischen Kirche geliefert, nicht aber vorherrschend aus den Gränzgebieten, sondern hauptsächlich aus dem Parrischen District, welcher ziemlich entfernt von der russischen Gränze liegt, wo aber Jaan Espe und Johann Frants ihr Wesen trieben.

Von einer in Tobbina (der Ort heißt Tabbina und ist ein Dorf des hiesigen Gutes Lobenstein) befindlichen „rechtgläubigen“ Kirche weiß hier kein Mensch etwas, wohl aber befindet sich in der Nähe des Dorfes ein Steinhausen, der für die Ueberreste eines Kirchenfundaments gehalten wird, doch fehlen alle weiteren Nachrichten, so daß die Leute, welche die Existenz dieser Kirche vor den nordischen Krieg, also in für sie unwordenkliche Zeiten verlegen, dieses Fundament bona fide für das einer lutherischen Kirche halten. Derartige Kirchenfundamente existiren mehrere im hiesigen Kirchspiele und stammen wohl aller Wahrscheinlichkeit nach alle aus der katholischen Zeit, denn Neuhausen als ehemalige bischöfliche Bestzung wird wohl mit Kirchen und Kapellen reichlich versehen gewesen sein; auch spricht für diese Annahme der Umstand, daß von diesen Kirchen außer einigen Legenden von versunkenen Glocken u. s. w. keine Erinnerung im Volke geblieben ist, während ältere Gemeindeglieder von den zwei lutherischen Kirchen, welche vor der jetzigen im Kirchspiele existirt haben, wohl zu erzählen wissen. Uebrigens konnte doch darin, daß hier vor Zeiten möglicher Weise irgendwo eine russische Kirche gestanden, für die Bewohner des Kirchspiels unmöglich ein Motiv zum Uebertritt liegen.

Es kann aber nur das Neuhausensche Kirchspiel gemeint sein, wenn von russischen Gränznachbarn und deren Einfluß auf unsere Nationalen gesprochen wird, weil Neuhausen das einzige livländische Kirchspiel ist,

welches an rein russisches Gebiet gränzt, denn das südlich von Neuhausen liegende Marienburgsche Kirchspiel stößt schon an den Theil des Witebëkschen Gouvernements, welcher auch das polnische Livland genannt wird und eine vorwiegend lettische Bevölkerung katholischer Confession hat; die estnischen Kirchspiele Livlands aber, nördlich von Neuhausen bis zur estländischen Gränze, sind durch den Peipus von Rußland getrennt, denn nur ein ganz unbedeutender Theil des Rappinschen Kirchspiels, der an's nördliche Ende des Neuhausenschen Kirchspiels stößt, gränzt an's Pleskausche Gouvernement, ist aber von Petschory schon ziemlich weit entfernt.

Wenn der Verfasser den „rechtgläubigen“ Gränznachbarn der livländischen Bauern einen Einfluß auf diese zuspricht, so beweist er damit nur zu deutlich, daß er mit diesen seinen Glaubensgenossen nie in Berührung gekommen ist, sonst hätte er wohl wissen müssen, daß es im ganzen russischen Reiche kaum ein elenderes und unwissenderes Volk giebt als diese Pleskauschen Gränzbewohner, die von ihren eigenen Glaubensgenossen mehr im Innern des Landes, nicht mit Unrecht, *полувѣрцы* — Halbgläubige oder Halbchristen — genannt werden.

Die Bezeichnung „russisch“, welche in der estnischen Sprache von der orthodox-griechischen Kirche gebraucht wird (p. 484), ist hier durchaus nothwendig, wenn man sich dem Esten verständlich machen will, denn „õige usl“ (rechter Glaube) ist kein nomen proprium, sondern bezeichnet eben nur den rechten Glauben, wobei der Est immer an den lutherisch-evangelischen denkt, weshalb das Reformationsfest „õige ussu üleswõtmiße pühhä“ (Fest der Aufnahme oder Herstellung des rechten Glaubens) heißt. Der lutherische Glaube wird von dem Esten kurzweg als sein Glaube, „ma usl“ (Landesglaube), bezeichnet, weil die Esten sich „ma rahwas“ (Landvolk) nennen, und ebenso hat er für die griechische Confession keine andere Bezeichnung, als „Wenne usl“ (russischer Glaube), wie er mitunter die katholische Confession „Pol ausl“ (polnischer Glaube) nennt.

Es ist nicht nothwendig, daß die Zahl der „rechtgläubigen“ Wirthe sich in Folge des Gesetzes über gemischte Ehen vermehren mußte, wie von dem Verf. angenommen wird (p. 489), denn die vor dem Uebertritt geborenen Kinder der Uebergetretenen sind in vielen Gegenden (z. B. im Neuhausenschen Kirchspiele) in der Regel lutherisch geblieben, woher es sehr häufig vorkommen mußte, daß ein Gestüde, welches vor 20 Jahren in den Händen eines rechtgläubigen Wirths war, durch Vererbung oder indem der Vater sich ins Altgedinge begab und seinem Sohne die Wirthtschaft überließ,

sich jetzt in den Händen eines Lutheraners befindet. Hiedurch hat sich im Neuhausenschen Kirchspiele die Zahl der griechischen Wirthe sehr vermindert.

Zur Bestätigung des von der Redaction über freiwillige Betheiligung der „rechtgläubigen“ Bauern an lutherischen Kirchenbauten Gesagte (p. 493) mag hier Folgendes beigebracht werden. — Als 1864 im Neuhausenschen Kirchspiel das Eichhofsche Schulhaus neugebaut werden sollte, entstand zwischen den Betheiligten ein Streit, indem ein Theil der Bauern die Versetzung des Schulhauses an das andere Ende des Gebiets, die Uebrigen aber Beibehaltung des Platzes, wo das alte Schulhaus stand, wünschten. Da die Schule vom Besitzer mit Land dotirt ist, so war vor allen Dingen die Entscheidung des Gutsherrn nothwendig. Beide streitenden Parteien wandten sich daher an mich mit der Bitte, ihr Anliegen dem Herrn vorzutragen. Unter den gegen die Versetzung des Schulhauses Protestirenden, die zu mir kamen, befand sich auch ein „rechtgläubiger“ Wirth und zwar ein Bruder des „rechtgläubigen“ Schulmeisters. Auf meine Einwendung, daß er als Glied der griechischen Kirche nicht in dieser Angelegenheit mitzusprechen habe, erwiderte er, daß auch die griechischen Bauern lutherische Hausgenossen hätten, daß sie selbst gerne und fleißig die Andachtsstunden im Schulhause besuchten und daß sich daher keiner der griechischen Wirthe der Materialansuhr und dem Mittragen der Baukosten entziehen wolle, er selbst aber werde den ersten Balken ansfahren. Was er in seinem und seiner Glaubensgenossen Namen versprach, ist redlich erfüllt worden, obgleich nur eine Werkst vom lutherischen Schulhause der „rechtgläubige“ Schulmeister wohnt, welcher für seine Glaubensgenossen Andachtsstunden hält.

Ueber eine ähnliche freiwillige Betheiligung der „rechtgläubigen“ Bauern am Umbau der Rosenhofschen Kapelle im Kirchspiel Rauge kann der dortige Pastor berichten und werden sich gewiß aus den meisten Kirchspielen derartige Facta aufweisen lassen.

Daß es nach Ablauf einer bestimmten Frist nicht mehr gestattet sein werde zur griechischen Kirche überzutreten, war ein, in den vierziger Jahren unter dem Landvolke allgemein verbreitetes Gerücht, welches nicht wenig dazu beitrug, den Anschreibungsproceß zu beschleunigen. Der Verf. des Aufsatzes in der „rechtgläubigen Revue“ macht sich eines tendenziösen Anachronismus schuldig, wenn er jetzt uns vorwirft Gerüchte über eine für den Rücktritt zur lutherischen Kirche festgesetzte Präclustfrist verbreitet zu haben (p. 504). Sollten dergleichen Gerüchte wirklich irgendwo auf-

getaucht sein, so sind sie nichts als eine volkstümliche Recrudescenz der vor 20 Jahren von der andern Seite her angeregten Vorstellungen gewesen. Jedenfalls können sie nur sehr local und von kurzer Dauer gewesen sein; Prediger und Behörden werden den Irrthum bald niederschlagen haben, denn die Lüge im vermeintlichen Interesse unserer Kirche gewähren zu lassen, ist niemals unsere Sache gewesen.

III. Von Herrn Baron A. Mengden auf Eck.

Der in der Balt. Monatschr. aus der „rechtgläubigen Revue“ übersetzte Artikel enthält eine mich betreffende verleumderische Angabe und außerdem die ebenfalls unwahre Erzählung eines Vorfalles, von dem ich als Augenzeuge Rechenschaft zu geben im Stande bin. Indem ich es für meine Pflicht halte, diesen Verleumdungen und Verdrehungen gegenüber nicht zu schweigen, beginne ich mit derjenigen Geschichte, die ich nur als unbetheiligter Zuschauer mit erlebt habe. Sie bildet einen auch an sich interessanten Zwischenfall der vorigjährigen Rundreise Sr. hohen Eminenz des Herrn Erzbischofs Platon; die betreffende Stelle der „rechtgläubigen Revue“ aber lautet nach der Uebersetzung der Balt. Monatschr. (p. 507) folgendermaßen:

„An einem der Orte, wo der Erzbischof verweilte, erschien etwa eine Stunde vor seiner Ankunft der lutherische Pastor, und, wie mir einige rechtgläubige Bauern erzählten, hat er dort unter der versammelten Menge die dem Lutherthum Geneigten zur Beständigkeit in dieser Richtung ermahnt.“

Dem gegenüber kann ich Folgendes berichten:

Am 11. Juni Nachmittags langte Se. hohe Eminenz in Begleitung des Wolmarschen Ordnungsrichters und mehrerer griechischer Geistlichen, von Lemsaal kommend, im Posendorfschen griechisch-orthodoxen Bethause an; der Raum erschien für die versammelte Volksmenge zu klein und es wurden daher die Verhandlungen vor dem Bethause im Freien geführt. Der Herr Erzbischof begann mit der Frage:

„Kinder, was wünscht ihr? Was bittet ihr?“

„Mehs gribbam wakka tift no Kreemu tizzibas.“ (d. h. wir wollen frei werden vom russischen Glauben) — war die vielstimmige Antwort.

Se. Eminenz ließ hierauf die griechischen Kirchenvormünder vortreten und vernahm deren Wünsche in Bezug auf den Bau und die Ausstattung einer neuen Kirche, eines Kirchhofes u. s. m. Nachdem die Verhandlung hierüber einige Zeit gedauert und Se. Eminenz die Erfüllung der bezüg-

lichen Wünsche zugesichert hatte, ließen sich wiederum Stimmen hören: „Mums newaijag juħſu baſnižas — wakká, wakká!“ (d. h. wir brauchen nicht Eure Kirchen — frei, frei!). Hierauf erkundigte sich Se. Eminenz ob die Leute nicht über Bedrückungen und Verfolgungen zu klagen hätten; er sei bereit ihre Beschwerden anzunehmen und Sr. Majestät dem Kaiser zu unterlegen.

Dieses Thema wurde in der That recht ergiebig. Es zeigten sich zwei Mägde in Crinolinen und versicherten, bloß ihrer griechischen Confession wegen habe die lutherische Herrschaft sie aus dem Dienst entlassen; mehrere Knechte und einige Wirthe brachten gegen lutherische Wirthe und Gutsverwaltungen ähnliche Klagen vor. Einige beschwerten sich, man zwinge sie zu Arbeiten an den lutherischen Kirchen und den Kirchenwegen, ihre lutherischen Volksgenossen verspotteten sie als Heiden u. dgl. m.

Nun ließ sich Se. Eminenz vernehmen: er habe bis hiezu nicht gewußt, daß die orthodoxen Unterthanen Sr. Majestät solchen Bedrückungen und Verfolgungen ausgesetzt seien, jetzt wolle er alles Gehörte dem Kaiser berichten und verspreche eine strenge Bestrafung der Schuldigen. Bei dieser Gelegenheit nahm der Herr Ordnungsrichter Veranlassung daran zu erinnern, daß der Sachverhalt möglicherweise ein ganz anderer sein könne, die Kläger ihr Mißgeschick vielleicht selbst verschuldet hätten; z. B. die sogenannten lutherischen Kirchenwege seien die allgemeinen Communicationswege, welche von der ganzen Bevölkerung genutzt und daher auch gemeinsam gebaut würden; zu Arbeiten an der lutherischen Kirche könnten höchst wahrscheinlich nur griechische Knechte im Dienste ihrer lutherischen Wirthe verwandt worden sein; die Kündigung einer Gefindesstelle dürfe nur in gesetzlicher Weise geschehen und sei selbst dann kaum ausführbar, wenn der Inhaber sie deteriorire, von der Frohn nicht zur Pacht übergehen wolle oder den ihm angetragenen Kauf ablehne u. dgl. m.; jedenfalls sei im Interesse des Rechts und der Wahrheit gerathen, die einzelnen Klagepunkte in gründliche Untersuchung zu ziehen.

Se. Eminenz erkannte den Einwand an und ließ den Klägern dolmetschen: es müsse erst ausgemacht werden, ob sie nicht Säuser, Faulenzer, Ungehorsame oder Widerspenstige seien, die ja nirgends gern aufgenommen und geduldet würden; er kenne auch dieses Land und wisse, daß es hier gute Gesetze und eine gerechte Obrigkeit gebe. Frei von Last und Druck sei kein Mensch auf Erden. Nicht die Verfolgten seien zu beklagen, sondern die Verfolger. Denn „die hier lachen, werden dort weinen, und die

hier weinen, werden dort lachen.“ (Dieser Satz wurde von dem Dolmetschenden griechischen Geistlichen Poljakow aus Eichenangern also übersetzt: die jetzt lachen, werden hernach weinen — was leicht mißverstanden werden konnte. Es kamen überhaupt sinnentstellende Uebersetzungsfehler sehr häufig vor). Wenn sie sich aber unter den Lutheranern durchaus nicht wohl fühlten, so könnten sie auch auswandern und Se. Eminenz würde ihnen in russischen Gouvernements Wohnplätze verschaffen.

Der Vorschlag schien anfangs zu gefallen, bald hörte man aber Stimmen, die ihn mit Bitterkeit zurückwiesen. Sie wußten schon, wie es den Auswanderern in Rußland ergehe, als Bettler kämen sie zurück. Sie verlangten kein Land mehr, nachdem sie schon einmal beim Uebertritt mit leeren Versprechungen betrogen worden. Der Rücktritt zum Lutherthum sei ihnen Bedürfniß und ihr einziger Wunsch. Es war ergreifend zu sehen, wie eine blinde lutherische Wittwe um Freilassung ihres eowertirten Sohnes flehte, weil er in der Orthodoxie ohne Lehre und Zucht völlig verwildere. Mehrere junge Leute behaupteten im willenlosen Kindesalter von ihren Vätern zur Firmelung geführt zu sein; jetzt wären sie erwachsen und zur Erkenntniß gelangt und hätten nur den einen Wunsch, der Religion wiederum anzugehören, welcher sie ohne ihr Zuthun entrisen seien. Se. Eminenz erwiederte: es komme den Kindern nicht zu die Handlungsweise ihrer Eltern zu verdammen, und erklärte mit Nachdruck: das Gesetz gestatte wol den Uebertritt von dem Lutherthum zur Orthodoxie, nicht aber umgekehrt.

Der Wakkâ-Ruf wurde nur lauter. Es traten Leute vor, welche versicherten, sie hätten nun gar keinen Glauben, da sie in der lutherischen Kirche nicht mehr angenommen würden und die Satzungen der griechischen Kirche nicht beobachteten. „Hoher Herr — sagte ein Bauer aus Posendorf mit Namen Mangan, sich an den Erzbischof wendend — erbarmen Sie sich unseres Zustandes! Sie sind selbst ein Geistlicher und können es unmöglich dulden, daß wir wie Heiden fortleben. Der orthodexe Glaube ist gewiß auch ein sehr guter Glaube, uns nur ist und wird er immerdar fremd bleiben. Wir erklären Ihnen die griechisch-orthodexe Kirche nicht mehr zu besuchen und Sie sagen uns die lutherische Kirche, zu der unser Gewissen uns zieht, dürfe uns nicht aufnehmen! Erbarmen Sie sich unser und sagen Sie uns ein Wort des Trostes, bevor Sie diesen Ort verlassen! Was soll aus uns werden!“

Se. Eminenz suchte die Leute zu beschwichtigen: das Fasten sei nur

eine fromme Uebung aber nicht der Glaube. Dennoch wurde das Bitten und Drängen um Freilassung immer ungestümer. Sr. Eminenz mußte, auf die Ordenszeichen an Seiner Brust deutend, die Leute daran erinnern, daß es eine hohe Ehre und Gnade sei, die er ihnen erweise, indem Er — ein Mann, dem selbst der Kaiser mit großer Achtung begegne — mit ihnen rede. Auch das half wenig. Einige riefen: „fuhdjesim tablat!“ (wir appelliren weiter). Andere wollten zu Protokoll geben, daß sie um keinen Preis mehr in der griechischen Kirche verbleiben würden. Der Ordnungsrichter ermahnte das Volk ruhig auseinanderzugehen, indem es die Meinung des Erzbischofs bereits vernommen habe; es blieb aber klagend und murrend in Rathlosigkeit auf dem Platze stehen. Da hub der griechische Geistliche Poljakow an: „Sagt, Leute, wer hat euch dazu angestiftet, von Sr. Eminenz die Freilassung vom orthodoxen Glauben zu fordern?“

„Die lutherischen Pastoren“ — entgegnete eine Stimme halblaut.

„Welche lutherischen Pastoren waren es?“

„Der Dickelsche Pastor“ — versetzte dieselbe Stimme.

„Die lutherischen Pastoren! der Dickelsche Pastor!“ — wiederholten Poljakow und die anderen griechischen Geistlichen, als ob sie die Ursache des ungestümen Verlangens des Volkes, der lutherischen Kirche anzugehören, entdeckt hätten.

Pastor Reicken aus Dickeln, der seit dem Beginn der Verhandlungen unter den lutherischen Zuschauern an meiner Seite gestanden (die Stunde, welche er vor den Erzbischof angekommen, hatte er in dem etwa $\frac{1}{4}$ Werst vom Schauplatz entfernten Wäldchen promenirend allein mit dem Verwalter des Gutes Eck, einem Lutheraner, verbracht und nicht eine Minute unter der versammelten Menge) — Pastor Reicken trat jetzt näher und erbat sich bei Sr. Eminenz das Wort. Die Augen der Menge richteten sich auf ihn mit gespannter Erwartung.

„Wer ist es, der mich verklagt?“ — begann er.

Keine Antwort.

„Ihr nanntet meinen Namen — sprach er jetzt zu Herrn Poljakow — so sagt mir denn, in welcher Absicht thatet ihr es?“

„Alle diese Leute bezeugen es, daß ihr sie angestiftet habt, den Rücktritt zur lutherischen Kirche zu fordern.“

„Behauptest du das?“ — fragte Pastor Reicken den Nächststehenden aus der Menge.

„Nein das kann ich nicht und habe es auch nie behauptet.“

„Behauptest du es?“ — fragte er den folgenden.

Abermals: nein!

„Wer von euch allen sagt es aus, daß ich ihn hierher bestellt oder zu irgend welchen Forderungen angeleitet hätte?“

Lautlose Stille.

„Ist denn Niemand da, der mich verklagt?“

Das Schweigen der Menge dauerte fort und so laut der Triumph Poljakows vorher gewesen, so groß schien jetzt seine Verlegenheit.

„Aber es war hier doch Jemand! Wo blieb er?“ — forschte und suchte Poljakow — bis endlich der Mann gefunden war, ein griechischer Kirchenvormund aus dem Lappierschen Gebiet.

„Du sagtest es doch! Nicht wahr? du sagtest es!“ — rief Poljakow.

„Diese Jungen sagten es!“ — deutete Jener schüchtern auf zwei Knaben aus dem Puickelschen Gebiet.

„Das ist nicht wahr! Gelogen! Wir sind nie in Dickeln gewesen und sehen den Pastor Reicken jetzt zum ersten Mal!“ — protestirten die Angeredeten.

„Habt Ihr sonst etwas gegen mich vorzubringen?“ — wandte sich Pastor Reicken an Herrn Poljakow.

„Ich muß mich nur wundern, daß Ihr hierher gekommen seid“ — erwiderte Dieser.

„Und ich wünsche, es wären alle die Männer hier gewesen, welche vorhin verklagt wurden; es hätte sich sogleich herausgestellt, welchen Werth die Anklagen haben, die Ihr so bereitwillig annehmt.“

Se. hohe Eminenz schloß diesen Zwischenfall, indem er in freundlicher Weise Herrn Pastor Reicken die Hand reichte und Herrn Poljakow zur Ruhe verwies. Der griechische Kirchenvormund aber hatte es nur der Fürsprache Reickens zu danken, daß ihm die durch den Ordnungsrichter Baron Krüdener bereits angekündigte gesetzliche Beahndung für falsche Anklage schließlich erlassen wurde.

So war diese Scene in Wirklichkeit; in der „rechtgläubigen Revue“ aber wird dennoch gedruckt, daß der Pastor eine Stunde vor Ankunft des Erzbischofs unter der versammelten Menge erschienen sei u. s. w. Freilich steht dabei: „wie mir einige rechtgläubige Bauern erzählten“, und hinter dieser Berufung wird der Verf. sich vielleicht gedeckt fühlen, auch wenn die ihm erzählte Geschichte nicht wahr ist. Belassen wir ihn also in dieser

Sicherheit des Gewissens und wenden wir uns dem zweiten, mich persönlich berührenden Falle zu.

Die betreffende Stelle (Balt. Monatschr. Juniheft p. 497) lautet:

„Zwei benachbarte Gutsbesitzer erfanden folgendes Manoeuvre gegen die Rechtgläubigen. Sie verboten ihren Wirthen rechtgläubige Knechte und Mägde aus andern Gemeinden zu nehmen; wenn aber einen von ihnen die äußerste Noth zwänge, einen rechtgläubigen Arbeiter aus einem fremden Gebiet zu nehmen, so solle er, bei 10 Rub. Pön, verpflichtet sein darauf zu achten, daß das in seinem Dienst stehende rechtgläubige Individuum sich nicht mit einem lutherischen verheirathe. Als Caution mußte der Wirth sofort 10 Rub. bei der Gutsverwaltung deponiren. Drei Wirthe haben gegen diese Einrichtung protestirt und darüber geklagt; es ist noch unbekannt, wie das Gericht entscheiden wird. — Nicht wahr? das ist eine unglaubliche Geschichte. Ich selbst würde sie nicht glauben, wenn ich nicht in Livland gelebt und den Fall genau gekannt hätte.“

Allerdings! diese Geschichte ist unglaublich, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie unwahr ist. Dieses zu beweisen wird mir nicht schwer fallen.

Im vergangenen Jahr erhielt ich, als Besitzer des Gutes Eck, durch das Wolmarsche Ordnungsgericht eine von dem griechisch-orthodoxen Ortsgeistlichen Baumann zu Posendorf wegen Bedrückung der rechtgläubigen Letten gegen mich eingereichte Klage zugestellt. Eine ganz gleiche und aus derselben Quelle herrührende Klage wurde gleichzeitig gegen den Besitzer des benachbarten Gutes Posendorf anhängig gemacht. Den Wortlaut der beiden Klagen brauche ich nicht zu wiederholen, denn er stimmte wörtlich mit der oben reproducirten „unglaublichen“ Geschichte der „rechtgläubigen Revue“ überein, so daß ein Zweifel über die Identität des Falles nicht obwalten kann.

In meiner Gegenerklärung wies ich aus den sechsjährigen Umschreibungslisten des seit dieser Zeit in meinem Besitze befindlichen Gutes Eck nach, daß 16 Individuen rechtgläubiger Confession aus fremden Gebieten zu der Eck'schen Gemeinde umgeschrieben worden seien, und ersuchte die Civilobrigkeit den Herrn Geistlichen Baumann zur Führung des Beweises anzuhalten, welcher meiner Wirthe beim Engagement dieser Leute eine Caution von 10 Rub. eingezahlt und etwa verwirkt habe; für den Fall aber, daß der Herr Geistliche Baumann diesen Beweis nicht liefern könne, mit dem frivolten Kläger nach den Gesetzen zu verfahren.

Herr Baumann befand sich in einer unangenehmen Situation. Er sollte nun für etwas den Beweis liefern, was gar nicht zu beweisen war. Indessen die Obrigkeit verlangte es — und der Herr Geistliche lieferte den Beweis!

Dieses Schriftstück vom Ubbenormschen rechtgläubigen Geistlichen Baumann an den Wolmarschen Oberggeistlichen Konokotin d. d. 27. October 1864 sub Nr. 221 lautet — soweit es auf meine Person Bezug nimmt — in dem mir mitgetheilten officiellen Translat wörtlich:

„In Folge Vorschrift Ew. Hochwohlwürden vom 20. October 1864 sub Nr. 1141 habe ich die Ehre hierbei die von mir von Personen genommene Angabe Ew. Hochwohlwürden vorzustellen.

„Ueber Thaten des Eckschen Gutsbesizers zum Nachtheil des rechtgläubigen Glaubens hat der lutherische Ecksche Ballod = Gefundeswirth, Carl Birsgall, in Gegenwart zweier Zeugen, namentlich des Schulmeisters Swan Parupne und des Bauern Ilja Rittmann, mir angezeigt, daß der Ecksche Gutsbesitzer ihm wirklich nicht erlaubt einen rechtgläubigen Bauern aus fremdem Gebiet bei sich als Arbeiter in diesem Jahr anzunehmen, sondern nur auf großes Bitten des bezeichneten Bauern Carl Birsgall habe der erwähnte Gutsbesitzer den Bauern Jacob Dhsoling, welcher aus fremdem Gebiet in's Ecksche herüberzukommen gewünscht, in seinem Gebiet nur deshalb angenommen, da alle Verwandte und seine ganze Familie sich da befinden. — Außerdem hat der erwähnte Bauer auch noch dieses ausgesagt, daß er nicht gesehen und gehört, wie von dem Eckschen Gutsbesitzer jemand von rechtgläubigen Bauern fremder Gebiete in seinem Gebiete aufgenommen worden. — Zu diesem erachte ich für nothwendig noch das hinzuzufügen, daß, wie der Bauer Carl Birsgall mir gesagt, ich über ähnliche That des Eckschen Gutsbesizers keine Klage einreichen möchte, aber falls er in dieser Sache befragt werden sollte, werde er sein Wort nicht zurücknehmen.“

Das also war nun der gegen mich geführte Zeugenbeweis! Ich enthalte mich den Inhalt dieses etwas sonderbar stylisirten (oder übersehten?) Schriftstücks mit dem der obigen „rechtgläubigen“ Geschichte, zu vergleichen: die ursprüngliche Anklage war nun auf ein Nichts zusammengeschrumpft und mein Ankläger selbst hatte mich auf das glänzendste gerechtfertigt, so daß Se. Erlaucht der Generalgouverneur Graf Schuwalow sich alsbald veranlaßt sah, die ganze Sache als unerheblich niederzuschlagen.

Einen gleichen Ausgang aber hatte auch die Anklage gegen den Besitzer von Posendorf, wobei sich namentlich die gegen mich schon von dem Ankläger selbst fallen gelassene Beschuldigung wegen der 10 Rub. Caution oder Pön als unverschämte Entstellung einer mit dem kirchlichen Gegensatze nichts zu thun habenden Thatsache auswies.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß der Verf. des Aufsatzes in der „rechtgläubigen Revue“ dieses Mal den Fall genau gekannt zu haben behauptet (s. oben). Das von ihm unter dem Titel von Selbst-erlebtem Erzählte verdient also nicht mehr Zutrauen als diejenigen seiner Geschichten, welche er mit der weisen Reserve eines „wie man mir sagte,“ „wie ich hörte“ u. s. w. ausgestattet hat. Und gegen solche Gegner sind wir gezwungen uns ernsthaft zu vertheidigen!

K. E. v. Baer's Ansichten über Schule und Schulbildung.

Aus dessen Selbstbiographie.

Es kann nicht bloß im Kreise der nahen Freunde und Verehrer, sondern aller Gebildeten in unseren Provinzen, die an den höheren intellectuellen Interessen derselben Theil nehmen, gleichsam als ein Ereigniß gelten, daß der als Mensch, Gelehrter und Forscher so hoch stehende Akademiker Dr. Karl Ernst v. Baer der Aufforderung der Ritterschaft Estlands, zuverlässige Nachrichten über seinen Lebenslauf, insbesondere seine Bildungsgeschichte geben zu wollen, bereitwillig nachgekommen ist und diese Nachrichten nunmehr gedruckt vor uns liegen. Die genannte Ritterschaft hat dieselben bei Gelegenheit des fünfzigjährigen Doctorjubiläums ihres hochgeehrten Standesgenossen (am 29. August 1864) veröffentlicht: sie sind in einem 674 Seiten starken Quartbände, in glänzender Ausstattung und mit dem gelungenen Bildnisse des Verfassers geschmückt, aus der Buchdruckerei der Kaiserlichen Akademie zu St. Petersburg 1865 hervorgegangen. *) Der reiche Inhalt, durchgängig in klarer, schlichter und anmuthiger Darstellung gegeben, zerlegt sich in sehr verschiedene Theile, so daß, wenn auch alle

*) Der vollständige Titel ist: Nachrichten über Leben und Schriften des Herrn Geheimrathes Dr. Karl Ernst v. Baer, mitgetheilt von ihm selbst. Veröffentlicht bei Gelegenheit seines 50-jährigen Doctorjubiläums am 29. August 1864 von der Ritterschaft Estlands. St. Petersburg 1865.

Leser an dem persönlichen Bildungsgange, wie er namentlich bis zur Zeit selbständiger akademischer Lehrthätigkeit des Verfassers geschildert wird, wohl ein gleiches Gefallen finden werden, er doch im Uebrigen geeignet ist, den Einen mehr von dieser, den Andern mehr von jener Seite zu fesseln, und zur Reflexion anzuregen. Der Unterzeichnete findet sich in der Lage, dies von sich selbst rücksichtlich aller derjenigen Mittheilungen sagen zu müssen, worin der Verfasser seine Erfahrungen und Ansichten über den höheren Unterricht theils im allgemeinen, theils in besonderer Beziehung auf unsre provinziellen oder überhaupt inländischen Verhältnisse ausdrückt. Ist es nun entschieden schon an sich von erheblichem Werth, über einen so wichtigen Gegenstand die Ansichten eines vielfach erfahrenen und hochgebildeten Mannes zu vernehmen, der denselben einem wiederholten Nachdenken unterworfen hat, so liegt in dem gegenwärtigen Falle noch etwas besonders Einladendes, die Aussprüche und Ansichten Baer's über diesen Gegenstand auch in weiteren Kreisen bekannt werden zu lassen, da die Biographie nicht bestimmt ist, durch den Buchhandel in Jedermanns Hände zu gelangen. Indem ich es mir erlaube, einige wesentliche Punkte der genannten Art herauszuheben und für sie die Rolle eines Uebermittlers zu übernehmen, muß ich aber ausdrücklich bemerken, daß es eben nur auf Mittheilung der v. Baer'schen Ansichten selbst ankommt und die Veranlassungen, die dabei theils zu abweichender Auffassung oder directer Einsprache theils zu ergänzender Darstellung einzelner Punkte sich darbieten möchten, nur mit geringer Ausnahme ganz unbenutzt bleiben sollen.

Nachdem der Verfasser in der Schilderung seiner Jugendbildung bis zum Aufenthalt auf der Ritter- und Domschule in Reval (1807—1810) gekommen ist, giebt er sich mit einem lebhaften Wohlgefühl den zahlreichen Reminiscenzen hin aus einer Periode, die bei Vielen am tiefsten, selbst die spätere Universitätszeit nicht ausgenommen, auf die Richtung des Gemüths, des Willens und des Verstandes einwirkt. „Sommer hat mir, so beginnt der Verfasser diesen Abschnitt seiner Schrift, die Erinnerung an den Aufenthalt in der Ritter- und Domschule zu Reval zu den angenehmsten gehört. Jetzt, bei vielfacher Veranlassung, meinen Lebenslauf zu überdenken, wobei die Erinnerungen an die einzelnen Abschnitte desselben wie Bilder lebendig vor die Phantasie treten, jetzt kann ich nicht im Zweifel sein, daß ich in diesem Abschnitte meines Lebens mich am glücklichsten gefühlt habe und daß ich, auch vom spätern Standpunkte aus, mit dieser Zeit am meisten zufrieden und gegen sie am meisten dankbar zu sein

Ursache habe.“ Daher ist dieser Abschnitt sehr ausführlich geschrieben, wozu allerdings auch das Interesse, daß Baer der Einrichtung, überhaupt dem Schicksal dieser Anstalt und insbesondere gewissen in neuerer Zeit aufgetauchten, ihre Umgestaltung betreffenden Fragen widmet, das Seinige beigetragen hat. Bei dieser Gelegenheit ist es denn auch, daß wir seine Ansichten über einige sehr wichtige in der jetzigen Schulwelt vielfach ventilirte Fragen, wie namentlich die Gestaltung des Gymnasialunterrichts, den Werth der classischen Sprachen oder überhaupt den Zweck des Gymnasiums, die didactische Bedeutung der Naturwissenschaften u. dgl. erfahren. Allerdings stehen seine Erörterungen wesentlich in Verbindung mit der speciellen Frage, ob die Ritter- und Domschule in Reval für den Adel und überhaupt die Provinz richtig construirt oder einer Reform bedürftig sei; allein man kann doch diese lokale Beziehung aus seinem Raisonement eliminiren.

Baer tritt zunächst gewissen, freilich auch jetzt noch mitunter zu stark betonten Anpreisungen des ausschließlich auf die classischen Autoren basirten Gymnasialunterrichts mit Entschiedenheit entgegen. Zu solchen Anpreisungen rechnet er den Satz: „bei den Alten sei alles Humane aufgespeichert und alle Humanität sei von dort zu holen.“ Diesem Satze, den er, beiläufig gesagt, aus der Antrittsrede eines Königsberger Gymnasialdirectors in den dreißiger Jahren entlehnt, stellt Baer Folgendes entgegen: „Ist nicht bei den Alten, fragt er, zu viel Menschliches? Ihr ganzer Olymp ist für uns etwas zu menschlich oder, vom moralischen Standpunkt betrachtet, eigentlich untermenschlich, so übermenschlich auch die körperlichen Verhältnisse sind. Die fortgeschrittene Civilisation hat also doch wohl unser Ideal vom Menschlichen höher aufgebaut, und wenn man etwa in dem Worte Ideal zu viel Phantasie wittert, so will ich mich ganz praktisch und als Erzieher ausdrücken: „Welcher verständige Vater wird wünschen, daß seine Söhne und Töchter den Göttern Griechenlands gleichen? So viel Stoff ste auch der Poesie geliefert haben und noch liefern werden, Vorbilder für die Erziehung des Menschen liefern ste gewiß nicht. — Aber wendet man vielleicht ein, die geistreichen Classiker der späteren Zeit wirken doch gewiß bildend auch in unsrer Zeit; wer wird an die naiven Phantastebilder der ersten Kindheit der Völker den spröden Maßstab unsrer Zeit setzen wollen? — Ich glaube nie verkannt zu haben, daß unsere Bildung aus der griechischen hervorgesplossen ist, aber eben dieser sprödere Maßstab der neueren Zeit hat doch gewiß auch seinen hohen Werth und seine

Berechtigung. Warum gäbe man sonst der Jugend gewisse Schriftsteller gar nicht oder nur beschnitten in die Hand? Eben dieser Maßstab kann uns wohl als Beweis dienen, daß die Humanität fortgeschritten ist und wir nicht nöthig haben, sie immer neu aus den griechischen Quellen zu schöpfen. Auch müßten diese Quellen ja gar nicht besuchend wirken, wenn sie nicht schon lange und überall Früchte getragen hätten in allen europäischen Literaturen. Aber ich bin weit davon entfernt, den Werth der philologischen Studien auf den Schulen zu verkennen, nur möchte ich ihn nicht im specifisch Humanen gesucht wissen, und es scheint mir nicht recht, eine hergebrachte Redensart als Beweismittel angeführt zu finden, während sie doch nichts beweist. Wäre das Humane nur aus dem Studium der Schriften des Alterthums und zwar in ihren Original-Sprachen zu gewinnen, so müßten wir ja an der Humanität des weiblichen Geschlechtes in Europa verzweifeln, von dem nur eine verschwindende Minorität unmittelbar an diese Quellen gehen kann. Dennoch wird Niemand bezweifeln, daß eine gebildete Dame einen großen Theil ihrer Bildung von den classischen Völkern des Alterthums hat, sie könnte ja im entgegengesetzten Falle außer den geistlichen Liedern kaum ein Gedicht genießen und außer den kirchlichen Bildern wenig andere verstehen. Ich glaube nicht auf kürzere Weise es anschaulich machen zu können, daß auf unzähligen Wegen die Bildung des Alterthums in allen Sprachen und Literaturen auf uns eingewirkt hat und einwirkt, uns gleichsam umgiebt. Daß sie dabei ihre ursprüngliche Nacktheit etwas verhüllt hat, ist eine Forderung der fortgeschrittenen Zeit, die man nicht tadeln wird. Und hat nicht jeder Mann, der den Homer oder Virgil in den Originalen liest, schon früher einen großen Theil des Inhaltes dieser Dichterwerke in sich aufgenommen? Sollte es sich wohl verlohnen, um das Fehlende zu ergänzen, den zeitraubenden Weg der Erlernung der Sprachen zu gehen? Ich gestehe, daß ich den Werth des Studiums der alten Sprachen anders wo sähe, als im stofflichen Inhalte der Classiker.“

Referent läßt es unentschieden, ob in so exclusivem Sinn, wie der obige Satz in Baer's Widerlegung gedacht ist, derselbe noch jetzt von beachtenswerthen Philologen aufgestellt wird; ebenso, ob jener Satz, besonders wenn er auf sein Maß zurückgeführt ist, wonach doch Baer selbst ohne Zweifel vieles zur sogenannten Humanität Gehörige bei den alten Griechen und Römern, selbst innerhalb der Vorstellungswelt der Schulschriftsteller, anerkennen wird, sich ohne eine nähere Berücksichtigung des Alters der

Schüler mit Aussicht auf gegenseitige Verständigung discutiren läßt. Auch würde wohl die in Baer's Raisonement, wie es scheint, von dem angegriffenen Sage nicht hinreichend getrennte Frage, ob das, was wirklich die dem Schulunterrichte zugänglichen antiken Schriften von humaner Wirkung ausüben können, an die Lektüre und das Studium derselben in der Originalsprache, also an ein vieljähriges Erlernen dieser Sprache nothwendig gebunden sei oder ob auch entweder durch freie Darstellung oder durch Uebersetzungen in deutscher Sprache sich dieselbe Wirkung erreichen lasse, gleichfalls zu noch anderen Voraussetzungen und Bezugnahmen nöthigen. Allein, wie gesagt, es kommt hier nur darauf an, Baer's Ansichten, nicht aber die eines Referenten zu erfahren.

Eine Ansicht Baer's spricht sich noch in einer zweiten Opposition aus, die er gegen eine gleichfalls, wie er sagt, hergebrachte Redensart ausführt. „Ich fühle mich immer, heißt es, unangenehm berührt, wenn ich gegen das Verlangen, daß die Schule auf die künftige Lebensbestimmung ihrer Zöglinge Rücksicht zu nehmen habe, die hergebrachte Redensart höre: „die Schule muß nicht bloß abrichten wollen.“ Der Gebrauch einer hergebrachten Redensart erregt immer den Verdacht, daß derjenige, der sie braucht, nicht im Stande ist oder sich nicht die Mühe geben will, seine Meinung von den Principien aus folgerecht durchzuführen, und sich hinter eine alte Autorität versteckt. Die Ausstattung für das Leben ist doch sicher eine Aufgabe der Schule. Es kommt nur darauf an, das richtigste Verhältniß der allgemeinen Ausbildung durch Geistesgymnastik und der Ausstattung mit Stoffen zu finden, die im späteren Leben sich verwerthen lassen. Bleiben wir bei dem unedlen Begriffe des Abrichtens stehen, so wird man mir wohl zugeben, daß ich diesem Abrichten das Wort nicht reden will, auch der zu einseitigen Berücksichtigung der Vorbereitung für den künftigen Beruf gewiß nicht. In den anderen Provinzen des russischen Reichs war der Unterricht bisher zu sehr in Separat-Anstalten vertheilt, welche für die einzelnen Lebensbestimmungen vorbereiten sollten. Man hat das Ungenügende dieser Einrichtung jetzt ziemlich allgemein anerkannt und strebt nach mehr allgemeinen Bildungsanstalten. Man meint damit oder sollte wenigstens damit solche meinen, in denen die Geistesgymnastik mehr getrieben wird. Nachdem viele Jahre hindurch Zöglinge des Cadettencorps, der medicinischen Akademie u. s. w. zu ganz anderen Bestimmungen übergegangen sind und sich oft in ihnen auszeichneten, mußte es wohl zur allgemeinen Anerkenntniß kommen, daß die Menschen nicht

zu behandeln sind wie ein harmloser Spritzfuchenteig, der die Gestalt der vorgeschriebenen Form annimmt, durch die man ihn gewaltsam treibt, sondern daß im Menschen Anlagen schlummern, die nur der Pflege und Nahrung bedürfen, um sich zu entwickeln, wie die Knospe zur Blume, deren Gestaltung in der Knospe schlummert. Die verschiedenen Anlagen kann aber nur eine allgemeine Pflege zur Entwicklung bringen. Es würde also ein arger Anachronismus sein, wenn ich jetzt anrathen wollte, in unsrer Schule den künftigen Beruf auf Kosten der Geistesübung zu sehr in's Auge zu fassen, besonders in den untersten Classen. Ich habe keine andere Absicht, als der Berücksichtigung des künftigen Berufs auch ihr Recht zu vindiciren. Zu diesem Zweck lehre ich zu dem unerquicklichen Ausdruck des Abrichtens zurück. Wenn wir solche Hausthiere, die der Mensch zu seinen Diensten braucht, wie Hunde und Pferde, uns anschaffen, so verlangen wir, daß sie gut abgerichtet sind, damit wir sie gut gebrauchen können, und wir sind unzufrieden, wenn wir finden, daß diese Abrichtung fehlt. Dasselbe gilt von der Dienerschaft, die wir annehmen, und von Beamten und Verwaltern, nur daß wir hier nicht mehr von Abrichtung sprechen, sondern vom Unterrichtetsein in dem Fache, für das wir diese Leute brauchen wollen. Allein, gilt dasselbe nicht für uns selbst? Zu unserm Lebensberufe brauchen wir uns selbst; werden wir nicht zufriedener mit uns sein, wenn wir finden, daß wir zu diesem Berufe gut vorbereitet sind, und haben wir nicht Grund, dankbarer gegen eine Bildungsanstalt zu sein, wenn wir erkennen, daß sie uns dazu befähigt hat? Die Schule hat nur den Geist auszubilden, sagen die Pädagogen, wenn sie nicht gar behaupten, erst müssen die Kinder zu Menschen gebildet werden*), die Vorbereitung für den speciellen Beruf ist Aufgabe einer späteren Zeit und dem geübten Verstande wird diese besser gelingen.“ — Diesen Satz, mit dem Baer selbst sich

*) Der Verfasser sagt hier in einer Anmerkung: „Das ist auch eines von den Schlagwörtern, die mir fatal sind. Als ich aus Deutschland nach Rußland mit meiner Familie zurückkehrte, hatte ich vier Söhne, darunter drei schulfähige. Sie blieben ein halbes Jahr in Reval und es schien mir dringend notwendig, ihnen so bald als möglich die ersten Elemente der russischen Sprache, von den Buchstaben an, beibringen zu lassen. Indem ich mich darum bemühte, stieß ich auf einen Lehrer, der mir mit großem Eifer verständlich zu machen suchte: erst müßten meine Kinder zu Menschen gemacht werden, was er übernehmen wolle, dann wäre es Zeit, an Anderes zu denken. Er hielt mich ohne Zweifel für sehr hornig, weil diese banale Redensart mich nicht fesselte. Ich zahlte ihm innerlich mit gleicher Münze, erklärte aber trocken, daß sie schon Menschen seien, und ich wolle nur, daß diese kleinen Menschen etwas Russisch lernten.“

zum Theil im Einklang weiß, stellt er nun allerdings speciell unter den Gesichtspunkt der aus dem Adel stammenden Jugend; was er aber eigentlich will, wird wohl am klarsten sich dahin formuliren lassen: viele Schüler machen im Gymnasium, wenn sie es nicht überhaupt schon früher verlassen, einen Bildungsgang durch, der, wenn er ihnen auch einen formalen Gewinn bringt, doch besser durch einen anderen Bildungsgang zu ersetzen wäre, der ihnen außer demselben formalen Gewinn zugleich auch die zu einem künftigen Berufe nöthige Vorbildung gewähren würde. Mit anderen Worten: Baer gesteht, wie wir noch ausdrücklicher sehen werden, dem Betriebe der antiken Sprachen eine große formale Bildungskraft zu, aber er meint, daß andere Unterrichtsgegenstände und zwar solche, die für unsere jetzigen Lebensanforderungen auch der Sache nach unentbehrlich sind, in dieser Hinsicht dasselbe leisten. Es scheint, als ob dieser Satz consequent zu der Folgerung führen müsse, daß der Untergang der philologischen Gymnasien nur noch eine Frage der Zeit sei; und in gewissem Sinne wird auch von Baer, wie wir sehen werden, diese Folgerung wirklich gezogen.

Fragen wir hiernach, welche Wirkung denn nun Baer selbst von dem Gymnasialunterricht als die mögliche und zugleich beste erwartet oder worin er seinerseits das Ziel dieses Unterrichts erblickt, so erhalten wir darauf eine sehr ausführliche Antwort. Baer versetzt sich in Gedanken in die Zeit seines Königsberger Lebens zurück, also an einen Ort, wo damals „der berühmte Philologe Lobeck als Professor wirkte und man sich in einem philologischen Treibhause befand.“ Es war die Zeit, wo sich überall die Forderung geltend machte, für den sehr großen Bruchtheil der Jugend, für welchen schlechterdings keine unabweisliche, weder praktische noch rationelle Nöthigung zum Gymnasialunterricht vorliegt und der doch auf den Anspruch nicht verzichten will, dereinst auch zur Zahl der Gebildeten gerechnet zu werden, wenn er auch Griechisch und Latein nicht gelernt hat, Bildungsanstalten anderer Art, als Gymnasien sind, herzustellen: mittlere und höhere Bürgerschulen, Realschulen, polytechnische Schulen wollte man überall haben. Solche Anstalten sind bekanntlich denn auch seit jener Zeit in großer Anzahl entstanden *), freilich unter demselben

*) Am Schluß des Jahres 1832 — und in diese Zeit etwa fällt das von Baer Erzählte — gab es in allen acht preussischen Provinzen nur 9 Realschulen mit dem Recht zu Entlassungsprüfungen. Zu Anfang des Jahres 1864 gab es in der Monarchie 49

Kampfe, der in allen Fällen, wo ein neues Kulturelement neben einer alten mächtigen Gewohnheitsform sich geltend macht und sie zu beseitigen anfängt, unvermeidlich losbricht. Ein Stückchen von solchem Kampfe machte auch Baer in Königsberg mit durch, wobei er an den Discussionen, welche damals über Schule und Schulbildung sich erhoben, lebhaften Antheil nahm**). „Bei dieser Gelegenheit, sagt Baer, suchte ich vor allen Dingen mir klar zu machen, was das allgemeinste Ziel der Schulbildung sein sollte, und um dieses zu finden, mußte ich wieder fragen, worin im allgemeinen der Gewinn bestehe, den die europäische Schulbildung bisher gebracht habe? diese Frage führte also zurück auf Betrachtungen der Vergangenheit und der allmählichen Entwicklung der Bildung überhaupt, sowie der wissenschaftlichen insbesondere, die ich hier nicht verfolgen kann. Das Resultat aber will ich versuchen mitzutheilen. — So bestimmt wir auch unter den Befähigungen unsres geistigen Selbst das Denkvermögen von der Phantastie, vom Empfindungs- und Begehrungsvermögen jetzt zu unterscheiden gewohnt

Realschulen erster Ordnung, 16 Realschulen zweiter Ordnung und 14 anerkannte höhere Bürgerschulen.

***) Baer erzählt von einer zu jener Zeit in einer Privatgesellschaft geführten Unterhaltung, die auch hier einen Platz finden mag: „Es gab einmal, schreibt er, ein öffentliches Zwiegespräch in ziemlich großer Versammlung zwischen dem specifisch-philologischen Gymnasialdirector und mir, von so charakteristischer Art, daß ich es nicht für unpassend halte, es hier mitzutheilen. Ich hatte in einer der in Königsberg bestehenden populär-wissenschaftlichen Gesellschaften einen Vortrag über die Wichtigkeit der Kenntniß des eigenen Landes gehalten. Der bezeichnete Director war anwesend und obgleich mein Vortrag mit den philologischen Studien gar nicht in naher Berührung stand, so mußte doch ein Ausdruck, etwa wie der, daß man doch nicht allein das in der Zeit oder im Raum Entfernte für wissenschaftlich halten möge, ihm als eine Herausforderung erschienen sein. Er trat nach dem Schlusse des Vortrages auf mich zu und sagte: „Sie sprechen von der Wichtigkeit der Kenntniß des eigenen Landes — aber nehmen wir einmal unser eigenes Land Preußen, was ist da wissenschaftlich — was ist z. B. in Mohrungen geschehen? dagegen um Athen herum ist in jedem Dorfe Wissenschaftliches vorgekommen.“ Zu seinem Unglücke hatte er grade Mohrungen gewählt. „In Mohrungen, antwortete ich ihm sogleich, ist Herder, einer der größten Deutschen, geboren.“ Obgleich es ziemlich häufig vorkommt und gewissermaßen natürlich ist, daß der Eingewanderte sich mehr um das ihm neue Land und dessen Begebenheiten bekümmert als viele der Eingebornen, so schien es ihn doch zu verbrießen, grade eine Fußangel getroffen zu haben. Er setzte also das Zwiegespräch fort und sagte unter Andern: „In jeder Zeitungsnummer ist etwas von Homer.“ „Eben deshalb antwortete ich, scheint es mir nicht nothwendig, den Homer im Original zu lesen.“ Das ist auch jetzt meine Meinung. Was von dem Alten in unsrer Bildungssphäre fortlebt, tritt uns auf vielen Wegen entgegen.“

sind, ist doch nicht zu verkennen, daß im rohen Menschen, wie er aus der Hand der Natur hervorgeht, diese Functionen einander ersetzen und verdrängen. Es würden nicht die Völker in ihren Jugendzuständen so vielerlei, oft sehr complicirte Götter- und Schöpfungsgeschichten entwickelt haben, wenn sie genau die Gebilde der Phantastie von den Constructionen des Wissens hätten unterscheiden können. Wenn das Verlangen nach Erkenntniß der sie umgebenden Welt und des Verlaufs der Begebenheiten erwachte, wurde dieses Verlangen durch Gebilde der Phantastie befriedigt und je reicher die Phantastie des Volkes war, um so mannigfacher durch die volksthümlichen Productionen derselben. Ich habe den Blick sehr weit zurück in die Vergangenheit gerichtet, nur weil dort die Unfähigkeit, die Operationen des Denkens von denen der Phantastie und von den Suggestionen des Begehrungsvermögens zu unterscheiden, am meisten in die Augen springt. Wir brauchen aber garnicht so weit zurückzugehen, um Menschen zu finden, welche Ueberzeugungen haben, von denen sie sich nicht bewußt sind, worauf sie sich gründen, ob auf ein folgerechtes Denken, auf nicht untersuchte Tradition oder egoistische Wünsche; und andere Menschen welche genau wissen, worauf ihre Ueberzeugungen sich gründen, die das Gebäude ihres Wissens von den ersten Grundlagen an aufbauen können. Bezeichnen wir nun die Fähigkeit des sicheren Urtheils mit dem Worte Kritik, so sind die ersten besprochenen Personen unkritische, die anderen kritische zu nennen. Die allgemeine Aufgabe einer guten Schule scheint nun darin zu bestehen, diese Kritik in uns zu entwickeln, indem sie bei jedem Unterrichtsstoffe auf die Basis zurückgeht und nachweist, wie darauf folgerecht gewisse Lehren begründet sind; wenn sie uns, um es an einem Beispiele anschaulich zu machen, nicht bloß lehrt, daß die Erde eine Kugel ist und frei im Raum schwebt, sondern die Beweise dafür giebt, wie das in jeder guten Schule geschehen wird. Ehemals glaubte man, zum regelrechten Denken sei es durchaus nothwendig, der Gesetze des Denkvermögens, wie die Logik sie auffaßt, sich bewußt zu werden; die Erfahrung hat aber gelehrt, daß die Einübung eines regelrechten Denkens mehr Erfolg hat als das Kennen der Gesetze, grade wie zu einem kräftigen und ausdauernden Gange Einübung mehr wirkt als die Kenntniß des Baues der Bewegungsorgane und der Gesetze der Mechanik. Die Einübung der Kritik im Denken, das Bewußtsein nämlich, worauf unsre Ueberzeugungen sich gründen, ist dann ohne Zweifel auch die Frucht, welche das europäische Schulwesen im

Laufe der Zeit getragen hat und woher es kommt, daß in Europa die Wissenschaften sich entwickelt haben, in Asien nicht, und in Europa die gut geschulten Personen ein mehr sicheres Urtheil haben als ungeschulte oder schlecht geschulte.“

Baer setzt also die wahre Aufgabe der Schule in die Einübung eines consequenten und kritischen Denkens oder, kurz gesagt, in die Geistes-Gymnastik. Ohne bei der Frage anzuhalten, ob durch diesen Satz in der That der wahre Zweck der Schule (nämlich, wie es hier nicht anders gemeint sein kann, der höheren Schule überhaupt und insbesondere des Gymnasiums) ausgedrückt werde oder ob überhaupt von nur einem wahren Zwecke der Schule die Rede sein könne, d. h. ob die Gesamtheit aller Aufgaben, denen die Schule nachzugehen hat, sich in einem kurzen Satze oder einem Worte, z. B. Geistesgymnastik, ausdrücken oder auf einen solchen einzelnen Begriff reduciren lasse, folgen wir dem Verfasser sogleich in seine Untersuchung, durch welche Mittel denn nun diese Geistesgymnastik nach seiner Meinung geübt werden kann und soll.

„Es leuchtet ein, heißt es, daß nicht die Masse der aufgenommenen Kenntnisse dahin führt, sondern die kritische Behandlung jedes Unterrichtsgegenstandes d. h. die Nachweisung, worauf alle Ueberzeugungen beruhen und wie für jede das ganze Gebäude von seiner ganzen Grundlage aufgebaut sei. Als vorzügliche Mittel dieser Geistesgymnastik haben in den höheren Schulen seit langer Zeit die Mathematik und die alten Sprachen gegolten. Bei der Mathematik springt es in die Augen, daß sie ganz besonders die kritische und consequente Methode befolgen kann, und es ist deshalb ganz besonders ihre consequente Methodik, das Fortschreiten von den einfachsten von selbst einleuchtenden Principien zu immer weiter geführten Folgerungen bearbeitet worden. Eine so consequente Methodik kann auf die alten Sprachen zwar nicht angewandt werden, da es bei ihnen nicht darauf ankommt, aus einfachen Principien ein Gebäude des Wissens zu erbauen, sondern fremde Gedanken in unsre Sprache und Ausdrucksweise umzusetzen. Darin aber liegt eine große Geistesgymnastik. Der ganze Bau der alten Sprachen weicht von dem der neueren und namentlich auch von unsrer deutschen so ab, daß es keineswegs genügt, die Bedeutung der einzelnen Wörter zu kennen, sondern daß wir einen Satz erst im Geiste der alten Sprachen klar denken müssen, um ihn dann, im Geiste unsrer Sprache gedacht, ausdrücken zu können. Ist es also anzuerkennen, daß das Uebersetzen aus einer alten Sprache in unsre Muttersprache in

einer fortgehenden Denkübung besteht, so wird man auch zugeben, daß die Klage, die man nicht allein bei uns, sondern überall hören kann: „ich habe mein Latein und Griechisch vergessen; schade um die auf der Schule verlorene Zeit!“ unbegründet ist. Man hat eben die Uebung im Denken gewonnen — wenn man auch nur einige leichte Schriftsteller gelesen hat; hat man mehr gelesen, so muß man mehr dabei gewonnen haben. Allein“, — und hier wendet sich nun die Gedankenfolge des Verfassers zu den oben schon von uns herausgehobenen Zurückweisungen gewisser unzulässiger Prästenktonen der classischen Philologie und er erhebt die Frage, ob es nicht andere Arten von Geistesgymnastik gebe, welche zugleich durch ihren stofflichen Inhalt fördernd auch für die Lebensläufe der Schüler sind. „Haben nicht einige Zweige der Naturwissenschaft, fragt der Verfasser, sich schon zu der consequenten Methodik erhoben, daß sie ohne Geistesgymnastik und folgerechtes Denken nicht betrieben werden können? Ich meine diejenigen Zweige der Naturwissenschaften, welche man die exacten nennen darf, weil sie überall Maß und Zahl anlegen können, also Physik, die Mechanik mit inbegriffen, und Chemie. Sicher weckt die Beschäftigung mit ihnen den Scharfsinn. Sollen sie aber als Geistesgymnastik in der Schule behandelt werden, so müssen sie mit der vollen Gründlichkeit betrieben werden, deren sie nicht nur fähig sind, sondern die in ihrer Natur liegt. Einübung der Schüler dürfte nicht fehlen. Dennoch will ich hiermit zu einer Umgestaltung des bestehenden Schulplanes nicht gerathen haben. Wäre ich berufen auf die Gestaltung der Schule einzuwirken, so würde ich mich sehr bedanken, den durch langjährige Erfahrung erprobten Weg zu verlassen, da ich nicht sicher wäre, ob der neue den Verlust ganz ersetzen würde. Denn vor allen Dingen sind die tüchtigsten pädagogischen Kräfte auf dem alten Wege zu finden, und es würde sehr schwer werden, ähnliche Lehrer für die genannten Naturwissenschaften zu finden. Aber sie werden sich mehren und jedenfalls schien es nicht überflüssig, daran zu erinnern, daß das bildende Element, das in den alten Sprachen liegt, auch durch die Naturwissenschaften ersetzt werden kann und zwar durch die rechnenden. Die anderen Zweige, die beschreibenden, liefern schon durch den Umstand, daß sie nicht rechnen können, den Beweis, daß sie nicht zu den Principien vorgezogen sind. Sie passen mehr für die unteren und mittleren Klassen. Alle Bilder aus der Vorzeit, welche wir für das Herz und den Kopf als bildend betrachten, können für das Leben gewonnen werden, ohne

daß sie auf dem Wege der alten Sprachen herbeigeschafft werden. Auf diesem Wege sammeln sich auch jetzt diese Bilder nur diejenigen Personen, welche ihr ganzes Leben dem Studium der Classiker widmen. Ihnen wird man es denn auch überlassen müssen, diese Bilder immer neu zu restauriren. Wäre es anders, so müßten wir ja Alle für unsern Katechismus die hebräische Sprache studiren.“

Es genügt hier, daß die entscheidende Ansicht des Verfassers in dem Obigen klar und deutlich ausgesprochen ist: er giebt zu, daß die Beschäftigung mit den alten Sprachen eine Gymnastik des Geistes veranlassen kann, aber — die Beschäftigung mit dem exacten Theile der Naturwissenschaft und mit der Mathematik giebt nicht bloß denselben formellen Effect, sondern gewährt außerdem noch einen für das Leben und die künftige Berufssphäre dienlichen Stoff und nöthige Fertigkeiten. Also — Doch diesen Schluß spricht der Verfasser nicht aus, sondern was für ihn daraus folgt und was er wirklich ausspricht, ist, daß er es für nöthig halte, „auf Mittel zu sinnen, dem immer dringender werdenden Bedürfnisse von allgemeiner verbreiteten Kenntnissen und Fertigkeiten in den exacten Naturwissenschaften bei uns zu entsprechen, ohne deßhalb die bisherige Gestaltung unsrer Schulen umzuändern und namentlich die philologischen Studien zu verdrängen, die eingebürgert sind und für die man am leichtesten tüchtige Lehrer findet. Vielleicht werden diese Studien im Laufe des Jahrhunderts den Naturwissenschaften ganz weichen müssen, aber beschleunigen wir ihren Fall nicht.“

Der Leser wird sich schon selbst gesagt haben, daß Baer mit seinen Aeußerungen hier an eine Frage von großer praktischer Bedeutung anstößt, die augenblicklich, wie wir Alle wissen, auch an maßgebenden Stellen unsrer Schulverwaltung erwogen sowie in Privatkreisen und öffentlich besprochen und discutirt wird. Jeder weiß, daß Rußland bei seinen weittragenden Umgestaltungen der socialen Verhältnisse, die sämmtlich darauf ausgehen, die bis dahin latenten psychischen Kräfte der Nation energischer und rascher zu entwickeln, sowohl um den Staat zu größerer innerer Blüthe zu bringen, als auch ihn mehr in den europäischen nationalen Verkehr einzuführen, auch mit seinem Schulwesen Umbildungen und Neubildungen vornehmen muß und zum Theil schon vorgenommen hat. Wie in allen Fällen, wo es auf wesentliche Reformen ankommt, so sieht auch in diesem Falle Rußland mit Recht auf die Zustände der übrigen Culturstaaten Europa's und fragt sich, was es auf Grundlage seiner eigenen materiellen und geistigen

Naturbeschaffenheit gebrauchen, sich anpassen oder zu seiner Umwandlung verwenden kann. Hierbei ist nun unzweifelhaft keine Frage wichtiger und weitreichender als die: wie wollen wir das Schulwesen von den Elementarschulen an bis zu der höchsten Spitze, den Akademien und Universitäten, hinauf organisiren, und insbesondere, welche Principien und leitenden Grundsätze sollen dabei maßgebend sein? Auf diesem Gebiete aber ist für die Entscheidung wenigstens rückfichtlich der höheren Schulen die Alternative gestellt: soll Rußland sein höheres Schulwesen nur auf die Begriffswelt der Neuzeit und allein auf sein eigenes nationales Wesen gründen oder soll es diesem letzteren auch die altgriechische und altrömische Vorstellungswelt vermittelt der Pflege der alten Sprachen und Literaturen innerhalb der heranwachsenden Jugend einimpfen? und es befindet sich hierbei, wenigstens scheinbar, in derselben Bedrängniß, wie ein Vater, der zweifelhaft ist, ob er seinen Sohn soll auf ein philologisches Gymnasium oder auf eine Realschule schicken, die kein Latein und kein Griechisch lehrt. Die für Rußland zu erwägenden Gesichtspunkte werden von dem Verfasser allerdings nur nebenbei und auch nur theilweise berührt, allein in diesem Falle ist es besonders interessant, das Votum Baers kennen zu lernen.

„Es sei erlaubt, heißt es, in Bezug auf die ausgedehnten russischen Provinzen des Staates eine gelegentliche Bemerkung zu machen, die sich fast mit Gewalt vordrängt. In diesen wird jetzt eifrig über die Frage gestritten, ob die classischen Sprachen nothwendig einen wesentlichen Theil aller höheren Schulbildung ausmachen sollen oder nicht. Der Kampf an sich ist schon sehr erfreulich, denn er bringt diese Studien in Ansehn, da sie bisher der geringeren unmittelbaren Anwendbarkeit wegen wenig beliebt waren, sowie es erfreulich ist, daß unter den Vorkämpfern für dieselben sich National-Russen finden, die sogar, mit Recht oder Unrecht, für Germanophagen gelten. Mir scheint aber doch, daß die Vorkämpfer etwas zu weit gehen, wenn sie in die Behauptung einstimmen, welche im Jahre 1863 ein Professor in Kasan gegen mich aussprach: Wenn die alten Sprachen nicht die Basis des Schulunterrichts ausmachten, müßte Barbarei einreißen. — Ich glaube allerdings, daß Barbarei einreißen müßte oder bestimmter gesagt, daß die Schulbildung ihren Zweck nicht erreichen würde, wenn nicht die Arbeit des Geistes, sondern nur das Auffammeln von Kenntnissen als ihre wesentliche Aufgabe betrachtet würde. Allein ob diese Arbeit allein oder wenigstens ganz vorherrschend durch die alten Sprachen zu erreichen ist, muß als besondere Frage behandelt werden. In ganz Europa ist seit

Einführung des Christenthums die Schulbildung von der Kirche ausgegangen. Alle Schulen waren ursprünglich kirchliche. Erst allmählig gingen sie zu den classischen Studien über; da die lateinische Sprache, in Westeuropa wenigstens, nicht allein die Kirchensprache, sondern auch die allgemein verstandene unter den Gebildeten war, so wurde sie auch die Schulsprache; die griechische Sprache konnte auch nicht ganz vernachlässigt werden, da sie die Sprache des Neuen Testaments war. Als nun die alten classischen Schriftsteller, die man aus religiösem Eifer ganz vernachlässigt hatte, wieder aufgefunden waren, mußten sie durch ihren Inhalt und ihre Form anziehen. Sie erregten das Bestreben, die Geschichte und alle Verhältnisse des Alterthums zu studiren und die Kenntniß davon zu verbreiten. Alle Ausbildung suchte man auf diesem Wege des classischen Studiums. Aber auch die mathematischen Studien machten sich geltend, da man in ihnen die Basis der Astronomie, Geographie und Nautik erkannte. Viel später entwickelten sich die Naturwissenschaften. Doch haben sie in Frankreich schon zum Theil die classischen Studien verdrängt. Die germanischen Völker, besonders die Engländer und die Deutschen, haben fester an ihnen gehalten. Dennoch haben auch unter diesen letzteren Realgymnasien und polytechnischen Anstalten den classischen Studien allmählig mehr Boden abzugewinnen angefangen. Das Schulwesen in Rußland steht der kirchlichen Wiege offenbar noch näher als im Westen Europa's. Es ist fraglich, ob es gut thun würde, den ganzen langen Weg durchzumachen, den die germanische wissenschaftliche Bildung durchgemacht hat, um vielleicht nach Jahrhunderten den exacten Naturwissenschaften sich mehr zuzuwenden. Ueber dies dürfte der russische Volksgeist, mehr für das Praktische befähigt, weniger Neigung haben, sich in das Alterthum zu vertiefen und die Gegenwart aus dem Auge zu verlieren, als der germanische. Die Deutschen haben von dieser Neigung und von dieser Entwicklung ihres Schulwesens gewiß großen Gewinn, wohl aber auch Einbuße gehabt. Einem Volke, das noch an dem Scheidewege der Richtung seines Schulwesens steht, möchte ich rathen, beide Wege zugleich zu gehen, sowohl Schulanstalten für gründlich classische Bildung, als auch andere für ebenso gründliche in den exacten Naturwissenschaften zu errichten, und besonders in den großen Städten beide zugleich bestehen zu lassen. Es ist ohnehin kein Grund einzusehen, warum alle Menschen nur dieselbe Sphäre

des Wissens verfolgen sollten. Eine solche Einseitigkeit hat jedenfalls die Folge, daß es sehr schwer ist, aus ihr herauszutreten, weil es an Lehrern fehlt. Auch scheint für die Entwicklung des Gewerbes in allen seinen Verästelungen die größere Verbreitung der exacten Naturwissenschaften ein sehr dringendes Bedürfniß in Rußland.“ —

Hiermit ist das Wesentlichste von den Ansichten des Verfassers über Schule und Schulbildung mitgetheilt. Die Schrift enthält allerdings noch manche beachtungswerthe Gedanken über diesen Gegenstand, namentlich auch über die Universitäten; sie sind aber zu sehr vereinzelt oder in die Darstellung eingestreut, als daß es leicht wäre, sie ohne Ergänzungen hier zu verwerthen. Der Unterzeichnete kann aber von dem Verfasser nicht Abschied nehmen, ohne auch seinerseits ihm für den reichen Genuß und die vielfache Belehrung, welche die Lectüre seiner Selbstbiographie gewährt hat, zu danken.

Strümpell.

Praktische Beleuchtung der in Livland angeregten Kirchenverfassungsfrage.

Von allen in der protestantischen Kirche zu Recht bestehenden Kirchenverfassungen kann weder die Consistorial- noch die Synodal- noch die Episcopal-Verfassung die an sich beste Verfassung der Kirche genannt werden. Sondern es können Zeiten und Verhältnisse eintreten, unter welchen jede von den genannten Verfassungen für die Kirche die zeitweilig beste Verfassung sein wird. In der Consistorialverfassung liegt der Schwerpunkt des Kirchenregiments in dem Staatsoberhaupt; Geistlichkeit und Gemeinderepräsentanten werden in Bezug auf das Kirchenregiment nur als Diener des Staats angesehen. In der Episcopalverfassung dagegen liegt der Schwerpunkt des Kirchenregiments in den mit dem geistlichen Amte Betrauten, und letztere nehmen die Gemeinderepräsentanten in das Kirchenregiment auf. In der Synodalverfassung endlich liegt der Schwerpunkt des Kirchenregiments gleichmäßig auf Geistlichen und Gemeinderepräsentanten. Die Gemeinde ist allein noch nicht die Kirche, sondern wird es nur dann, wenn sie das geistliche Amt in ihrer Mitte hat; daher wird jede Kirchenverfassung Bethheiligung der zwei Stände, Geistliche und Gemeinde, nothwendig setzen müssen. Da aber die Kirche im weltlichen Staate wohnt und die Glieder der Kirche zugleich Glieder des Staats sind, so wird auch eine gewisse Bethheiligung der obersten Staatsgewalt in Bezug auf Kirchenregiment unabweislich sein.

Da nun, wie wir sehen, die drei Formen der Kirchenverfassung auf wesentlich verschiedenen Grundlagen ruhen, so scheint mir, daß ein Unternehmen, welches darauf ausgeht, eine von diesen Kirchenverfassungen mit wesentlichen Elementen, die aus den beiden andern genommen sind, zu versehen, der Kirche nur Schaden bringen kann. Widerstrebende Stücke und Glieder lassen sich nicht einem Ganzen einordnen, sondern bringen nur Unordnung in dem Ganzen hervor. In der Consistorialverfassung, in welcher das Staatsoberhaupt summus episcopus ist, ist kein Raum für synodale Elemente, weil letztere immer das Streben haben müssen, den Schwerpunkt des Kirchenregiments in die Synode zu bringen. So lange das Staatsoberhaupt summus episcopus ist und Kirche und Staatsgemeinde sich gleichsam decken, scheint mir die Consistorialverfassung die beste Verfassung der Kirche zu sein. Sollte es aber im Laufe der Zeiten dahin kommen, daß die Kirche los und ledig und getrennt wird vom Staat und quoad externa und interna sich selbst zu verwalten und zu regieren hat, so wäre die Zeit gekommen, da die Kirche entweder die Synodal- oder Episcopalverfassung annehmen müßte. Dann nämlich wird die Kirche eine Bekenntniß-Kirche werden müssen, Staats- und Kirchengemeinde sich nicht mehr decken, sondern die Kirche nur aus solchen Gliedern bestehen, die in Folge eines und desselben Bekenntnisses zum Christenthum sich zusammenschließen und in Einigkeit sich eine Verfassung geben, der ihr Bekenntniß zur Grundlage dient. Und wenn man bedenkt, daß Gemeinde und Amtsträger in der protestantischen Kirche eigentlich nicht verschiedene Stände sind, sich nicht ausschließen, sondern zum Zusammengehen für die Zeit der Kirche auf Erden unlöslich zusammengefettet sind, da durch das geistliche Amt die Bekenntniß-Gemeinde immer von neuem geboren, genährt und erhalten wird, und auf der andern Seite das geistliche Amt ohne Gemeinde gleichsam todt und einer Lebensäußerung nicht mehr fähig ist: so ist nach erfolgter Trennung der Kirche vom Staate beides gleich möglich, daß die Kirche entweder für die Synodal- oder Episcopalverfassung sich entschliefte. Die moderne Zeitrichtung wird freilich anders urtheilen und nur die Synodalverfassung für möglich halten. Dennoch bin ich der Ueberzeugung, auch wenn mir der Vorwurf droht, daß die Geistlichen gern das Kirchenregiment an sich reißen und dem geistlichen Stande Neigung zur Herrschsucht einwohne, daß allendlich die Episcopalverfassung als die beste Verfassung derjenigen Bekenntnißgemeinde sich herausstellen dürfte, in welcher ihr Glaube die das Leben am meisten bestimmende

Macht geworden ist. Ich bitte nicht zu vergessen, daß nur diejenige Episcopalverfassung lebensfähig ist, in welcher die Amtsträger die Gemeindep^resentanten in's Kirchenregiment aufnehmen müssen, daß Gemeinde und Amtsträger in dem Bekenntniß ein gleicher Glaube verbindet, beide stets auf einander gewiesen sind und ohne einander gar nicht leben können. Weil aber durch das Amt die Gemeinde geboren, ernährt und gefördert wird, so glaube ich, daß naturgemäß der Schwerpunkt des Kirchenregiments in dem Amte und nicht in der Gemeinde liegen müßte.

In Livland besteht jetzt zu Recht eine Consistorialverfassung, und daß bei solcher kein Raum für Synodalelemente, wie die moderne Zeitrichtung sie verlangt, vorhanden ist, soll folgende Ausführung praktisch darthun. Die synodalen Elemente könnten nur Anhängsel der Consistorialverfassung sein und niemals in den Bau gliedlich eingeordnet werden und daher der zur Zeit bestehenden Verfassung nur Schaden bringen.

Die moderne Zeitrichtung will das Recht der Gemeinde an dem Kirchenregiment praktisch ins Werk setzen und hat deshalb Einführung gemischter Synoden für die Provinzialkirche und Presbyterien für die Einzelgemeinde, mit Einordnung dieser beiden Stücke in den Bau der Consistorialverfassung, vorgeschlagen. Daß die Gemeinde ein Recht hat, Bethheiligung am Kirchenregiment zu verlangen ist unzweifelhaft. In der Consistorialverfassung ist in gewissem Sinne auch eine Bethheiligung der Gemeinde am Kirchenregiment vorhanden, in dem sowohl im Consistorium als auch im Oberkirchenvorsteheramte Glieder der Gemeinden sitzen. Sie sind aber Diener des Staates und der Staat regiert durch sie die Kirche. Dadurch wird freilich das objective Recht der Gemeinde verbürgt, aber den Trägern des Amtes ergeht es ebenso und noch schlimmer, indem sie in allen kirchlichen Behörden die Minorität bilden, da doch eigentlich Parität vorhanden sein müßte. Das ist aber nicht anders möglich, so lange das Princip herrscht, daß das Staatsoberhaupt summus episcopus ist. Erwägen wir nun die praktische Einführung:

1) der gemischten Synoden in Livland. Hier treten uns zuerst die beiden Fragen entgegen: wer soll die zur gemischten Synode zu delegirenden Glieder der Gemeinde wählen? wer soll gewählt werden? die verschiedenen Nationalitäten, Bildungsstufen und Sprachen in Livland machen die Beantwortung dieser Fragen fast unmöglich. Mir scheint auch, daß noch nirgend in der Welt eine glückliche Wahlordnung gefunden worden ist; denn sowohl ein bestimmtes Lebensalter, als auch Lebensstel-

lung und Befizstand, ebenso ein gewisses Maß von Kirchlichkeit dürften nur relativ gute Bestimmungen sein, wenn ermittelt werden soll, wer zum Delegirten befähigt ist und das Recht zum Wählen haben kann. Es wird immer ein großer Theil der Gemeinde über Beeinträchtigung seiner Rechte klagen, so lange Staats- und Kirchengemeinde sich decken. Nehmen wir nun aber an, daß es gelungen ist jene Klippen zu übersteigen und eine gemischte Synode endlich zusammengelommen ist, so fragt es sich, welche Kompetenz sie haben und welches Arbeitsfeld ihr zugewiesen werden wird. Constituirende, gesetzgebende und kirchenregimentliche Rechte kann sie nicht haben, denn alles dieses gehört der Machtbefugniß des summus episcopus und des von letzterem bestellten Consistoriums an. Ueber die Externa der Kirche wird sie nichts beschließen dürfen, ohne in die Kompetenz der Kirchspielsconvente, des Oberkirchenvorsteheramtes und Generalconsistoriums zu greifen. Für rein theologisch wissenschaftliche Fragen wird sie kein Interesse haben. Soll die gemischte Synode nur den Charakter einer gemischten Conferenz haben mit dem Rechte, Ueberzeugungen und auf kirchlichen Gebieten gemachte Erfahrungen auszusprechen und etwanige unschuldige Anträge an die kirchlichen Behörden zu stellen, die ohne Motivirung von letzteren abgewiesen werden können; so sind solche mandata minima einer mit großer Mühs zusammengebrachten Versammlung unwürdig. Ueberdies bedarf es auch zur Einführung dieser Conferenz eines Gesetzes, das bis jetzt noch nicht vorhanden ist. Wenn nun auch eine solche gemischte Conferenz nicht ohne Segen sein möchte, indem Gemeindevorrepräsentanten und Amtsträger sich näher kennen lernten und mehr Interesse für kirchliche Angelegenheiten geweckt würde, so ist mir gewiß, daß gerade diejenige Richtung, die nach Reform der Kirchenverfassung verlangt, von einer so harmlosen Kompetenz ganz und gar nicht befriedigt sein kann, denn die moderne Zeitrichtung interessiert sich mehr für das Kirchenregiment als für die Kirche und betont vor allem das objective Recht der Gemeinden. Aus allen diesen Ausführungen ziehe ich, wie ich glaube, mit Recht den Schluß, daß bei einer zu Recht bestehenden Consistorialverfassung eine mit großen Schwierigkeiten erlangte gemischte Synode nur ein unbedeutendes Anhängsel sein und daher nur Verwirrung in die Köpfe bringen kann.

2) Ein zweites Anhängsel zum Schaden der Kirche wird das Presbyterium in der Einzelgemeinde sein, da ein lebensfähiges und der Kirche Segen bringendes Presbyterium in der Consistorialverfassung keinen Raum hat. Es wird als Bastard zur Welt kommen und als solcher leben, denn

es hat keinen legitimen Existenzgrund. Wer wird das Presbyterium wählen, wer wird gewählt werden können? beides wird von den schon oben angegebenen Schwierigkeiten gedrückt. Eine Wahlordnung und Ausübung von Wahlrechten, wenn sie der Kirche Segen bringen sollen, setzen die Bekenntnissgemeinde und Selbstverwaltung der Kirche voraus, welche des Instituts Vater und Mutter sein müssen. Man rath, alle Hausväter der Gemeinde mit dem Wahlrecht zu betrauen in der Hoffnung, daß ein guter Geist die Massen leiten werde. Diese Hoffnung aber ist eine unberechtigete, wie man durch die Gemeinderichter-Wahl sieht, die gewöhnlich die Unfütigsten in die Gemeindeämter bringt. Ja wer es weiß, wie viel Unsittlichkeit eine durch im Krüge berathene Wähler entstandene Richterwahl zur Grundlage hat, wird ohne Frage zugeben, daß ein durch allgemeine Wahl hervorgegangenes Presbyterium mit Rechten ein Bastard genannt werden kann.

In der Bekenntnissgemeinde, bei Selbstverwaltung der Kirche ist für das Presbyterium ein großes, schönes Arbeitsfeld vorhanden. Für ein Presbyterium aber, das nur ein Anhängsel der Consistorialverfassung ist, kann als Arbeitsfeld nur eine steinigte Hochebene gefunden werden, der man auf diesem Wege keine Frucht abgewinnen kann. Die Externa der Kirche besorgt zur Zeit der Kirchspielsconvent, das Oberkirchenvorsteheramt, das Generalconsistorium und allendlich der Staatsminister. Die Schulsache besorgt das Gemeindegerecht, die Local-Schulverwaltung, die Kreis- und Oberlandschulbehörde. Beide Gebiete sind also dem Presbyterium entzogen. Man dürfte sich auch sehr irren, wenn man meint, daß ein Presbyterium einen moralischen Druck auf das Gemeindegerecht zum Besten der Schulsache ausüben würde. Denn wenn das Gemeindegerecht, wie jeder Pastor es weiß, gewöhnlich eine feindliche Stellung gegen das Kirchenvormünder-Institut und Collegium einnimmt, so wird es auch ein Widersacher des Presbyteriums sein, zumal wenn letzteres so kühn sein sollte, einen angesehenen Gemeinderichter vor seine Schranken zu citiren. Es bleibt also dem Presbyterium kein anderes Arbeitsfeld übrig als das steinigte und schwierige Feld der Kirchenzucht. Die schwerste aller Arbeiten ist die Arbeit an der Seelsorge und Kirchenzucht, und keine Arbeit erfordert mehr geistige und geistliche Reife, mehr Studium und Mäßigung und Demuth, mehr göttlich beglaubigte amtliche Stellung als gerade die Seelsorge und Zucht — und nun soll diese schwerste aller Arbeiten einem gewählten, d. h. durch Zufall und Laune zusammengewürfeltem Collegium

das ein kurzes Lebensalter und gar keine Erfahrung hat, zugewiesen werden! Es ist schon sehr bedenklich, Ausübung von Zucht an Erwachsenen einem officiellen Collegium zu übergeben, das des Sünders Vergehen an die große Glocke schlägt. Unmöglich aber wird ein solches Collegium, wenn es keine Wurzel und Autorität in der Gemeinde hat, sondern der Gemeinde als ein Zwangsinstitut erscheinen muß; und so wird es erscheinen dem Theil der Gemeinde, der Kirchenzucht für unüthig hält, und das ist der größere Theil in den Gemeinden, wie sie jetzt einmal vorhanden sind. Nicht jeder gute Christ ist eo ipso ein guter Presbyter, der die Kirchenzucht recht zu handhaben versteht. Wie leicht überhebt sich ein solch einfacher Christ; wie leicht kommt es, daß gerade der ernsteste Christ in der Kirchenzucht den evangelischen Weg des Bittens und Ermahnens verläßt und zum Schelten und Drohen mit dem Gesetz greift! Was soll endlich ein Collegium nützen, in welchem etwa eine Mehrzahl weltlich gestinnter, der Kirche und Kirchenzucht abgeneigter Personen vereinigt ist! diese sind gezwungen, den Weg der Eroberung zu betreten, da sie kein ihrer Neigung zusagendes Feld zur Bearbeitung vorfinden. Wird sich wol der Edelmann, der Litterat, der in dieser Beziehung sehr empfindliche Bürger und Bauer dem Presbyterium stellen, damit an ihm Zucht geübt werde für seinen Lebenswandel. Ich muß auch sagen, daß wenn auch jemand überzeugt ist, daß Kirchenzucht nothwendig ist, er doch das Recht der Kirchenzucht nicht einräumen kann einem nur zu diesem Zweck officiellen Collegium, das mit Recht ein Zuchthauscollegium genannt werden muß, weil es ein Institut ist, das nicht aus dem Begriff und Leben der Kirche erwachsen ist. Sapiienti sat! Ganz anders steht ein Presbyterium in der Bekenntniskirche, wenn die Kirche sich selbst verwaltet und nur solche Glieder hat, die ihr angehören wollen und nicht gezwungen sind ihr anzugehören. In der Bekenntniskirche ist die Synode die Spitze des Verfassungsbaues, das Presbyterium die Blüthe der Gemeinde; es besorgt dort Externa und Interna der Gemeinde, geht mit Nothwendigkeit aus der Gemeinde hervor, ist ein nothwendiges Glied der ganzen Verfassungsorganisation und hat daher auch die moralische Macht und nöthige Autorität zur Kirchenzucht.

Aus alle dem scheint mir hervorzugehen, daß synodale Elemente, als eine gemischte Synode und namentlich Presbyterien, der Consistorialverfassung anhängen ein Verfahren ist, welches von dem Worte der H. Schrift gerichtet wird, daß ein neuer Lappen nicht auf ein altes Kleid genäht

werden soll, weil das alte dadurch noch mehr zerreißt. Ich muß demnach die in Livland angeregten Fragen nach Einführung von gemischten Synoden und Presbyterien und nach einer Gesetzes-Commission, die sich mit Einführung obiger Stücke beschäftigen soll, für unnöthige Fragen erklären, weil sie unmögliche Wünsche enthalten. Dagegen aber scheint mir nothwendig daß eine gemischte Commission von dem Consistorium, als der zu Recht bestehenden Kirchenbehörde, ernannt werde, welcher Commission der Auftrag ertheilt wird, Vorarbeiten zu machen in Bezug auf:

1) Erweiterung des Rechts der Kirchspiels- und Schulconvente für Selbstverwaltung der Kirchengemeinde und Vermehrung der zu Kirchspiels- und Schulconventen stimmberechtigten Glieder durch Hinzuziehung aller größern Grundbesitzer aus dem Bürger- und Bauerstande;

2) Erweiterung und bessere Organisation der Ober-Kirchenvorsteherämter;

3) Erweiterung des Consistoriums durch Hinzuziehung von Gemeindevorstellern und Amtsträgern zu besonderen Plenarsitzungen, damit das Consistorium nicht allein eine Staatsbehörde sei, sondern die Kirche eine wirkliche Repräsentation erhalte, die sich an die Staatsbehörde anlehnt, und in welcher alle Stände, Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauern vertreten sind. Mir scheint das nämlich der größte Mangel unserer jetzigen Kirchenverfassung zu sein, daß die Kirche keine Repräsentation hat, daß kein Organ vorhanden ist, durch welches sie sprechen und ihre Wünsche dem Consistorium und dem Staatsoberhaupte gegenüber verlaublich machen kann. Die Repräsentanten der Kirche sollen nicht Diener des Kirchenregiments sein, sondern seine Berather.

Auf diesem Wege könnte die bei uns zu Recht bestehende Consistorialverfassung ausgebaut werden, ohne ihr Stücke einzuordnen, die ihr widerstreben und sie zerstören müssen. Auf diesem Wege würde aber auch zugleich die Kirche veranlaßt werden, sich auf Selbstverwaltung einzurichten, damit sie — wenn es im Laufe der Zeiten dahin kommen sollte, daß sowohl der Staat als auch die Kirche den Wunsch haben und die Nothwendigkeit fühlen, daß ihre Ehe gelöst werde — damit sie dann vorbereitet sei, sich als Bekenntniskirche zu constituiren und sich entweder eine Synodal- oder Episcopolverfassung zu geben, je nachdem Gottes Rath die Geschicke der Kirche leiten wird.

Kupffer.

Redacteurs:

Th. Böttcher.

H. Falkin.

G. Bertholz.

Jugend=Blätter, Monatschrift zur Förderung wahrer Bildung. Hrsg. v. C. G. Barth. 1836. 1. Halbjahr 1838. 2. Halbjahr 1839 u. 40 complet. 1841 1. Halbjahr. Zusammen 7 Quartbände, in Pb. geb. M. Holzschnitten. (5 R.)	1 R. 75 R.
Kannegießer, Deutsches Deklamatorium für die Jugend. 3 The. (und. Stufen.) 1837. (2 ³ / ₄ R.) geb.	85 R.
Krankheit als Prüfung u. Segen. N. d. Engl. 1860. (1 R.) geb.	60 R.
Lampe, K. W., Geschichten aus d. Reiche Gottes. 1859. geb. (63 R.)	40 R.
Deutsches Lesebuch. Eine Sammlung von Musterstücken in Prosa u. Poesie, f. d. mittlere Jugendalter. Hrsg. von G. L. Kiegl. 2. Aufl. 1834. (1 ¹ / ₂ R.) geb.	60 R.
Ringsten, Charl., Lebensblüthen. Christliche Erzählungen. N. e. Vorworte von Wildenhahn. 2 Bdchn. (Wita.) M. 8 Holzschn. 1851. geb. M. N. (1 ¹ / ₄ R.)	50 R.
Möhrle, Chr., (Verfasser des „Armen Anton.“) 5 Bdchn. Erzählungen.	60 R.
— — — Der christliche Erzähler. 300 kurze Geschichten. 3 N. 1860. (50 R.) geb.	40 R.
Nierig, Jugendbibliothek. Diverse Hefte, jedes eine abgeschlossene Erzählung enthaltend — statt à 50 R.	à 20 R.
Deynhausens, Wilhelmine von, Worte mütterlicher Liebe an meine Tochter. 3. N. 1857. (1 R. 40 R.) geb.	65 R.
Ostertag, A., Züge aus dem Werk der Bibelverbreitung. 2 The. in 1 Bde. 1857. geb. (1 R.)	50 R.
Pabst, Christliches Schatzkästlein. Gedichte. 1848. (1 ¹ / ₂ R.) Pb. geb.	50 R.
Proben der rettenden u. schützenden Vaterhand Gottes. 2 Bdchn. M. 4 Stahlstichen. geb. (1 R. 10 R.)	50 R.
Raabe, G., Der Fischer von Lübeck. 1850.	30 R.
Salzmann, Chr. Gotth., Moralisches Elementarbuch. 2 The. 1785. geb.	40 R.
v. Schmid, Christoph, (Verfasser der Spiereier.) 13 Bdchn. Erzählungen. Zusammen (3 ¹ / ₂ R.)	2 R. 50 R.
Schubert, G. v., 3 Bdchn. (Leben Kiepling's — Gardiner's — Oberlin's) (1 ¹ / ₄ R.)	75 R.
— — — Sieben Erzählungen für meine jungen Freunde. 1856. geb.	25 R.
Schund, Kinderpredigten den Kindern vorzulesen. 1856. (63 R.) geb.	50 R.
Schwerdt, D. dritte Gebot, oder: An Gottes Segen ist Alles gelegen. 1857. (85 R.) geb.	40 R.
Seelbach, Bibel-Segen oder Erzählungen von der mannigfaltigen segensreichen Wirkksamkeit bestimmter Bibelstellen. 3 Bde. 1851—53. (2 R.) geb. M. N. 1 R.	
Seelbach, Fingerzeige d. göttlichen Weltregierung. 2 Bdchn. 1864. geb. (1 R.)	60 R.
Sierck, Die Jahreszeiten, oder Natur und Menschenleben. Zur Erkenntniß Gottes aus seinen Werken. 1841. (1 R.) geb.	40 R.
Simon, Sittenlehre in Beispielen aus d. Geschichte u. dem tägl. Leben. 3 The. in 1 Bde. 1855. M. 3 Stahlstichen. (1 R.)	65 R.
Stöber, K., 5 Bdchn. (Elmthäl — Mühlarzt — Möhren — Marsch nach Dänemark — 100 Geschichten.) geb. (1 R. 60 R.)	1 R.
Strack, K., Erzählungen aus den Zeiten der Religionskriege in Deutschland. 1853. 40 R.	
Vollkabsbibliothek, neueste. Hrsg. v. Medenbacher. 16 Hefte. M. Abb. (1 R. 44 R.)	80 R.
Wild, K., 4 Bdchn. (Weiße Taube — Gottes Gericht — der Verbrecher u. i. Freund — Aus d. Leben.) geb.	80 R.
Wöbbling, Fr., Christliche Geschichten. 2. N. 1850. (1 R. 67 R.) Pb. m. L.	75 R.
Die Wunder der Gnade. Lebensbeschreibung einer Verbrecherin, von ihr selbst geschrieben. Hrsg. v. Tscharnner. 1852. (76 R.) geb.	40 R.
Zschokke, Meister Jordan, oder Handwerk hat goldenen Boden. 1845.	25 R.
36 Bändchen verschiedener Jugend- u. Volksschriften (von Carl. G. v. Schubert, Chr. v. Schmid, Rosalie Koch, A. Bauer u. A.)	3 R.
10 dito	1 R.

Von der Censur erlaubt. Wiga, den 23. October 1865.

Druck der Biol. Gouvernements- Typographie.

Inhalt.

Ueber Montesquien's lettres persanes, ein Vortrag, von A. Brückner	Seite 243.
Bemerkungen zu dem Aufsatz: „die rechtgläubige Kirche in Livland“	„ 285.
A. G. v. Baer's Ansichten über Schule und Schulbildung, von Strümpell	„ 305.
Praktische Beleuchtung der in Livland angeregten Kirchenverfassungsfrage, von Kupffer	„ 320.

Die „Baltische Monatschrift“ erscheint jeden Monat in einem Hefte von fünf bis sechs Bogen.

Der Abonnements-Preis beträgt für den Jahrgang in Riga und in allen deutschen Buchhandlungen Rußlands 6 R. 50 K., bei Bestellung durch die Postämter 8 R. 50 K.

Im Auslande ist die Monatschrift durch alle Buchhandlungen für den Preis von 8 Thalern zu beziehen.

Zusendungen für die Zeitschrift werden unter der Adresse der „Redaction der Baltischen Monatschrift in Riga“ erbeten.